WeltBlick

MAGAZIN DER BERLINER MISSION

Nr. 1/2021

INTERNATIONALE *Gemeinden*

Gotteslob
In vielen Sprachen und Melodien
Seite 10

Finnische Gemeinde
Über Heimat und Krimis
Seite 18

Eritreische Gemeinde
Gestärkt für den Alltag
Seite 22

BERLINER MISSIONSWERK

Impressum

BERLINER MISSIONSWERK

Nr. 1 / 2021

Die Zeitschrift **Welt***Blick* erscheint dreimal jährlich.

ISSN 2513-1524

Auflage
10.000 Exemplare

Redaktion
Jutta Klimmt, Gerd Herzog

Editorial Design
NORDSONNE IDENTITY, Berlin

Layout
Katrin Alt, hellowork.de

Druck
Bonifatius-Druckerei, Paderborn

Papier
Das Magazin des Berliner Missionswerkes wurde auf 100 % recyceltem Altpapier gedruckt. Sowohl das Umschlagpapier als auch das Papier der Innenseiten sind mit dem Blauen Engel ausgezeichnet.

Umschlagpapier
Circle Offset white, 170 g/m²
Blauer Engel, FSC-zertifiziert, EU Ecolabel

Innenseitenpapier
Charisma Silk, 80 g/m²
Blauer Engel, EU-Umweltzeichen

Herausgeber
Direktor Dr. Christof Theilemann für das Berliner Missionswerk der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz und der Evangelischen Landeskirche Anhalts.

Kontakt
Berliner Missionswerk
Georgenkirchstraße 69 / 70
10249 Berlin
E-Mail: redaktion@berliner-missionswerk.de
Telefon: 030/24344-168

Spendenkonto
Berliner Missionswerk
Evangelische Bank
BIC GENODEF1EK1
IBAN DE86 5206 0410 0003 9000 88

Titel
Mutsuko Akiba-Krämer leitet die Japanische Evangelische Gemeinde Berlins. Sie freut sich über die Vielfalt der Stadt, »sie lässt meinen Glauben wachsen«. Mehr zur Gemeinde und zu Pfarrerin Akiba-Krämer auf den Seiten 14 und 49. (Foto: Gerd Herzog)

HABEN SIE ANREGUNGEN, KRITIK ODER THEMENWÜNSCHE?

Schreiben Sie uns per E-Mail oder Brief an

redaktion@berliner-missionswerk.de

Berliner Missionswerk
Redaktion **Welt***Blick*
Georgenkirchstraße 69/70
10249 Berlin

WIR FREUEN UNS AUF IHRE ZUSCHRIFT!

Für Sie immer aktuell!
Gerne informieren wir Sie jederzeit aktuell. Besuchen Sie unsere Webseiten
→ *www.berliner-missionswerk.de*
→ *www.talitha-kumi.de*

Oder bestellen Sie unseren kostenlosen E-Mail-Newsletter.
Schreiben Sie einfach eine E-Mail mit dem Betreff »Newsletter« an
redaktion@berliner-missionswerk.de

Bildnachweis
S. 6 Metropolitan Museum of Art; **S. 8/9** Albin Hillert/LWF **S. 14–17** Gerd Herzog; **S. 18, 20** Päivi Lukkari/Finnische Gemeinde; **S. 22** Gerd Herzog; **S. 23** Carsten_ten_Brink_CC BY-NC-ND 2.0; **S. 24** Eritreische Gemeinde; **S. 25/26** Gerd Herzog; **S. 30–32** Dieudonné Tobbit; **S. 33** Konstantin Börner; **S. 34** Photo Ivan Diaz/Unsplash **S. 35** Talitha Kumi; **S. 36** oben Gerd Herzog, unten LMW; **S. 37** oben Konstantin Börner, unten Corinna Waltz; **S. 38** oben Rendel Freude, unten Privat; **S. 41–43** Martin Frank; **S. 46–47** Berliner Missionswerk; **S. 48/49** Gerd Herzog (Cho, Emmanuel von Christoupolis, Akiba-Krämer, Rentsch, Goetze), Brot für die Welt (Füllkrug-Weitzel), Privat (Menzel), iThemba Labantu (Moiloa); **S. 50** oben Gerd Herzog, unten iThemba Labantu; **S. 51** Lijudmila Melnitschenko.

www.blauer-engel.de/uz195
RG4

Dieses Druckerzeugnis ist mit dem Blauen Engel ausgezeichnet.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Jutta Klimmt

leitet das Öffentlichkeitsreferat des Berliner Missionswerkes.

die kleine japanische Gemeinde in Berlin feiert ihren Gottesdienst in diesem Frühjahr draußen, in der Kälte, zwischen Glas und Beton. Die Anglikanische Gemeinde schaut auf eine lange und selbstwusste Tradition zurück – und auf große Namen: 1888 kam Queen Victoria aus London mit Prunk und Pracht zu Besuch. In der Eritreischen Gemeinde finden heute Menschen ein Zuhause, die vor Gewalt und Demütigung aus ihrer Heimat fliehen mussten.

Drei Gemeinden – drei unterschiedliche Wege, Schwerpunkte, Herausforderungen. Die drei sind stellvertretend genannt: für die rund 200 Internationalen Gemeinden in Berlin und Umgebung. Eines dürfte sie miteinander verbinden: Die Menschen erleben die religiöse Gemeinschaft und die Feier des Glaubens in ihrer Sprache, in ihren gottesdienstlichen und musikalischen Traditionen als Kraftquelle, als geistliche Heimat. Zugleich aber suchen sie die Begegnung mit der ortsansässigen Gemeinde; zeigen sich offen und herzlich.

»Die weltweite Ökumene ist in der EKBO angekommen«, schreibt Kollegin Barbara Deml. »Das verändert unsere Kirchenlandschaft.« Und bereichert sie. Vielfalt ist ein Geschenk! Das gilt auch für die Vielfalt, die Menschen verschiedener Herkunft und kulturellen Hintergrunds für unsere Kirche bedeuten können. In vielen Kirchenkreisen und Gemeinden ist eine geschwisterliche Nähe bereits entstanden. Doch weitere Schritte seien notwendig, so Deml, »um mittel- und langfristig zu einer migrationssensiblen Kirche zu werden, in der eine interkulturelle Kommunikation des Evangeliums stattfindet. Lassen Sie uns auf diesem Weg gemeinsam weitergehen!«

Viel Freude beim Lesen – und bleiben Sie gesund und behütet!

Ihre

Inhalt

18

Finnische Gemeinde
Päivi Lukkari über Heimat und Krimis

2 Impressum

3 Editorial

4 Inhalt

6 **Meditation: Die Vielfalt bleibt**
Von Pröpstin Dr. Christina-Maria Bammel

INTERNATIONALE Gemeinden

10 Gotteslob
In vielen Sprachen und Melodien
Die weltweite Ökumene ist angekommen

14 FotoStrecke
Berlin bereichern
In besonderen Zeiten

18 Finnische Gemeinde
Heimat und Krimis
Interview mit Pfarrerin Päivi Lukkari

22 Eritreische Gemeinde
Gestärkt für den Alltag
Halt und Stütze im Exil

25 Anglikanische Gemeinde
Offen und herzlich
Bunt und traditionsbewusst

28 Iranische Gemeinde
Platz schaffen
Mehr als einen Stuhl zu reservieren

30 Französische Gemeinde
Zwei Sprachen
Unter einem Gemeindedach

33 BibelSeite
»Ungeheure Bereicherung«
Mit dem Direktor in der Bibel geblättert

25

Anglikanische Gemeinde
Im Zeichen des Hl. Georg

34 **KurzForm**

40 HeimSpiel
Partnerschaften in Zeiten der Pandemie

44 HeimSpiel
Lieferkettengesetz – Menschenrechte schützen

15

Koreanische Gemeinde
Einladend

30

Französische Gemeinde
Zwei Sprachen

22

Eritreische Gemeinde
Gestärkt für den Alltag

46 **LuftPost**

48 **Menschen mit Mission**

50 **Zu bestellen: Keramik aus iThemba Labantu**

51 **Die WeltBlick in der App**

52 **Spenden und Helfen**

Die Vielfalt *bleibt*

»Als nun dieses Brausen geschah, kam die Menge zusammen und wurde verstört, denn ein jeder hörte sie in seiner eigenen Sprache reden.«
Apostelgeschichte 2,6

VON PRÖPSTIN DR. CHRISTINA-MARIA BAMMEL

»Kiam ĉi tiu muĝo okazis, la homamaso kolektiĝis kaj maltrankviliĝis, ĉar ĉiuj aŭdis ilin paroli en sia propra lingvo.« Alles klar – oder nicht? Wenn wir dem Internet trauen dürfen, ist dies die Übersetzung des eingangs genannten Verses aus der Epistel zum Pfingstfest. In einer Sprache, die mit weniger als 1.000 Muttersprachler:innen und maximal zwei Millionen Sprecher:innen bestimmt nicht zu den viel gesprochenen dieser Welt gehört. Dennoch war sie mit nicht weniger als dem Anspruch aufgetreten, zum Weltfrieden beizutragen. Nur eine »neutrale Sprache« sei imstande, Ausgrenzung und Rassismus zu verhindern. So meinte es 1887 Ludwik Lejzer Zamenhof. Er skizzierte gemeinsam mit seiner Frau Klara die Grundlagen der Plansprache Esperanto. Noch immer streiten wir darum, wie eine Sprache, wie Sprache überhaupt Ausgrenzung und Rassismus verhindern oder zumindest reduzieren kann.

Die Kontroversen darüber werden heftig geführt. Dabei ist das Anliegen ja gerade dieses, weniger zu verletzen, weniger zu exkludieren und Vielfalt zu ermöglichen. Der Traum von der einen Weltsprache verhinderte damals keinen Weltkrieg. Und auch das Wunder zu Pfingsten besteht nicht darin, dass alle eine Sprache sprechen und damit alle Probleme gelöst sind. Die Vielfalt bleibt. Und daran »verstört« (!) die in der Apostelgeschichte Beteiligten so einiges: Was stört oder verstört? Dass jede Person das andere so hört, als wäre es die eigene Sprache, die da zu hören ist. Auch ein Weg, Sprachgrenzen zu überwinden.

Was für ein Geschenk ist die Sprachenvielfalt in den fast 200 internationalen Gemeinden – nicht nur heute in Berlin! Die Welt ist dabei ja nicht einfach nur zu Gast. Es geht um mehr: um gemeinsames Reden, Leben, um gegenseitige Hilfe zum Leben (wo findet sie statt?) und – wenn es ganz gut geht – auch gemeinsames Verstehen. Kann ja nicht so schwer sein, wo wir doch auf dieselben Erzählungen, Hoffnungen und Bekenntnistexte des christlichen Glaubens setzen – ob arabisch, aramäisch, russisch oder koreanisch. Es braucht aber Offenheit, Begeisterung und Neugier, darauf zu hören, was in allem Gemeinsamen verschieden entfaltet wird – von Liturgie bis Liedgut, von Lautstärke bis Lebenseinstellung. Da gibt es untereinander wahrscheinlich noch das eine oder andere Verstörende – weit über Sprachwahl, Dialekt und Deutung hinaus.

Schaffen wir es, Vielfalt nicht als Störung unserer gewohnten Abläufe zu verstehen? Dann entsteht ein Verstehen, das Grenzen überschreitet. Dazu gehört auch die Akzeptanz nicht nur des Unvertrauten, sondern auch, dass mir das Eigene wieder abhanden, ja fremd vorkommen kann: Solange wir leben, werden wir nicht damit fertig, unsere Sprache weiter zu entwickeln. Wir lernen und verlernen etliches daran im Laufe eines Lebens und der Geschichte sowieso. Wir stellen fest, welche Sprachmuster nicht mehr tragen und weniger brauchbar werden. Andere Sprachmuster, Worte, Begriffe werden stattdessen nötig, weil wir uns neue Lebensbereiche und Themen, erschließen. Die mit der Digitalisierung, mit der Netzkommunikation, verbundene Sprache ist so ein Beispiel. »Breakoutsessions«, »padlets«, »answergarden« sind gerade mal seit ein paar Monaten selbstverständlicher Bestandteil der Sprache manches Gemeindekirchenratsmitglieds geworden. Auch der Umgang mit einer weltweit ausgebrochenen Krankheit verlangte nach Vokabeln und Wendungen, die wir in der vergangenen Zeit zu lernen hatten. Ein Lernen miteinander und voneinander.

Das ist mit den Sprachschätzen des Glaubens nicht anders. Sie erneuern sich durch unsere Praxis. Manches verschiebt sich dabei und einiges wird aufgegeben. Wir legen das, was etwa Sünde oder Geist, Freiheit oder Fleisch in unserer Glaubenswelt bedeuten, in andere Sprachformen als vor 100 oder 1000 Jahren. Das ist kein Zusammenbruch, sondern Entwicklung, auch wenn sie phasenweise etwas Verstörendes haben mag, wie die Diskussionen um den »kleinen Stern gegen die Ungleichheit der Jahrhunderte« zeigen. Auch hier wird es darauf ankommen, vielleicht weniger mit schlagartigem Brausen, sondern prozesshaft gelingen zu lassen, uns gegenseitig mehr und mehr das Gefühl zu geben, er oder sie höre seine eigene Sprache. Er oder sie kann also verstehen, begreifen, angesprochen werden. Dazu gehören klare und behutsame Schritte, um Sprach- und Verständnisbarrieren abzubauen.

Jetzt liegt es an uns, im Geist des Pfingstbrausens Schritt für Schritt Sprachbrücken zu bauen. Es ist möglich, Sprache schön und auch verständlich, das heißt: so leicht als möglich, für alle (!) einzusetzen. Nur Mut! Das Einfache kann so schön sein. Mit pfingstlichem Rückenwind sind wir auf diesem Weg. Denn Sprache und Sprachen sind nicht dazu gemacht, zu Barrieren zu werden oder gar zu Barrikaden, auf die man steigt. Sie sind dazu gemacht, aus dem Geist der Liebe Christi zu Brücken zu werden. Leicht und einfach begehbare Brücken bitte. Es muss ja nicht gleich die Entwicklung einer neuen Plansprache sein …

Wandtafel mit der Pfingstszene. Vergoldete Emaille, Niederlande, 12. Jahrhundert.

Pröpstin Dr. Christina-Maria Bammel

ist theologische Leiterin des Konsistoriums der EKBO und zuständig für die inhaltliche Koordination der Arbeitsbereiche Diakonie, Ökumene und Weltmission, Publizistik sowie Medienhaus.

INTERNATIONALE *Gemeinden*

IM ANFANG WAR DAS WORT, UND DAS WORT WAR BEI GOTT, UND GOTT WAR DAS WORT.
JOHANNES 1.1

Das Lob Gottes erklingt in vielen *Sprachen* und

Internationale Gemeinden

Die weltweite Ökumene ist in der EKBO angekommen. Sonntags zum Gottesdienst und wochentags zu Veranstaltungen versammeln sich längst nicht mehr nur die einheimischen, deutschstämmigen evangelischen Gemeinden, sondern in Berlin und Umgebung auch um die 200 internationale Gemeinden. Bundesweit gehen wir von ca. 2500 Migrationskirchen aus. Von den 26 Prozent der Frauen und Männer, die in Deutschland mit Migrationshintergrund leben, kommt laut Statistischem Bundesamt über die Hälfte aus einem christlichen Umfeld. Davon bleiben die etablierten christlichen Kirchen natürlich nicht unberührt.

TEXT: BARBARA DEML

Migration ist ein Bestandteil normaler gesellschaftlicher und politischer Entwicklung und verändert die Kirchenlandschaft auch in der EKBO. Das Phänomen ist nicht neu. Schon seit rund 400 Jahren wird die kirchliche Landschaft in Deutschland durch Migrationsgemeinden mitgestaltet. Im 19. Jahrhundert wurde diese Entwicklung durch Handel, Diplomatie und die Entstehung eines mobilen Bürgertums noch beschleunigt. Nach dem Zweiten Weltkrieg kamen Menschen infolge von Flucht und Vertreibung ins Land, und in der wirtschaftlichen Wiederaufbauphase in den 1950er Jahren wurden gezielt Migrantinnen und Migranten zur Arbeit in Deutschland angeworben. Während aber die Einwanderung der sogenannten GastarbeiterInnen im Westen von Beginn an mit Gemeindegründungen einherging, war die Etablierung von eigenen Gemeinden im Osten Deutschlands nicht möglich. Die MigrantInnen wurden stattdessen im Rahmen der »Ausländerpastoral« der Evangelischen Kirche in der DDR kirchlich versorgt.

Diesseits wie jenseits der innerdeutschen Grenze rechneten die Regierenden allerdings mit einer temporären Migration der ausländischen ArbeiterInnen. Doch viele der Angeworbenen wurden in Deutschland heimisch, gründeten Familien und leben hier mittlerweile in der dritten oder vierten Generation. Ihr gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und kultureller Beitrag ist nicht mehr wegzudenken aus Deutschland und prägt auch das Bild Berlins. Während in der katholischen Kirche die Internationalen Gemeinden als sogenannte »muttersprachliche Gemeinden« unmittelbarer Teil der Gesamtkirche wurden, entstanden innerhalb der

Melodien

In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Wenn's nicht so wäre, hätte ich dann zu euch gesagt: Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten? Und wenn ich hingehe, euch die Stätte zu bereiten, will ich wiederkommen und euch zu mir nehmen, auf dass auch ihr seid, wo ich bin.

JOHANNES 14,2F.

evangelischen Landeskirchen auf der Ebene von Gemeinden, Konventen und Arbeitsstellen viele Parallelstrukturen.

Nach dem Fall der Mauer nahm die Ost-West-Migration deutlich zu. Alleine aus der ehemaligen Sowjetunion kamen beispielsweise etwa 2,3 Millionen russlanddeutsche SpätaussiedlerInnen nach Deutschland. Im Rahmen der EKD wurde die Arbeit der Aussiedlerseelsorge aufgebaut. Heute ist etwa ein Zehntel der Kirchenmitglieder in den Gliedkirchen der EKD russlanddeutscher Herkunft. Zusätzlich entstanden zahlreiche russlanddeutsche Gemeinden unterschiedlicher konfessioneller Prägung. Die immer wieder geäußerte Erfahrung der »doppelten Fremdheit« (»Dort waren wir ‚die Deutschen', hier sind wir ‚die Russen'«) bleibt für diese und die folgende Generation der Zugewanderten eine Herausforderung.

Aufgrund von Kriegen, Vertreibung und Verfolgung oder wegen der Folgen des Klimawandels sind Menschen weltweit auf der Flucht und kommen seit den 1990er Jahren verstärkt auch nach Deutschland. Sie bringen ihren Glauben und ihre Frömmigkeit mit und gründen hier freikirchliche Missionskirchen und pfingstlich-charismatische Gemeinden. Dieser kurze Abriss unterschiedlicher Migrationsbewegungen, die zu Gemeindegründungen geführt haben, erklärt, warum es viele verschiedene internationale Gemeinden mit vielen verschiedenen konfessionellen Prägungen, Frömmigkeitsstilen und Lebenswirklichkeiten gibt.

Manche der MigrantInnengemeinden sind etabliert-denominationelle Diaspora-Gemeinden, also lokale Kirchenzweige der Kirche ihres Ursprunglandes. Zu ihnen gehören die meisten europäischen evangelischen Gemeinden. Dazu kommen freikirchliche Missionsgemeinden aus Ländern, in denen Mission behindert wird, darunter China, Vietnam oder die arabischen Staaten, sowie Gemeinden reverser Missionskirchen, zum Beispiel aus Zentral- oder Westafrika. In vielen dieser Gemeinden haben Menschen verschiedener Ethnien mit verschiedenen kulturellen Identitäten eine Heimat gefunden – wahrhaft international. In diesem Zusammenhang gehören auch die internationalen Studierendengemeinden in Berlin, Potsdam oder Cottbus.

Nicht nur in Berlin, aber vor allem natürlich in der Metropole, findet sich – neben den traditionellen Gemeinden – ein wahrer Reichtum an christlichem Leben. Man sollte ihn wahrnehmen und wertschätzen. Das gilt für das ganze Land. Dabei ist die Anerkennung der Fülle und Vielfalt des Glaubens, mit denen die kirchlichen Landschaften durch die Migrationsgemeinden bereichert werden, in den Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland unterschiedlich ausgeprägt. Die EKD veröffentlichte 2014 eine programmatische Schrift mit dem Titel »Gemeinsam evangelisch!«. Nach einer Einführung in Geschichte und Herausforderungen werden hier zunächst verschiedene theologische Ansätze zum Verhältnis einheimischer Kirchen zu christlichen Zuwanderern und Gemeinden anderer Sprachen und Herkunft beschrieben, bevor

theologisch-ekklesiologische Orientierungen und Hinweise gegeben werden. Allerdings: Viele Empfehlungen aus dieser Schrift harren noch ihrer Umsetzung. Zu diesem Schluss kommt auch Pfarrer Bendix Balke, Coach und selbst Gründer einer internationalen Gemeinde in Frankfurt am Main. Er wurde von der EKD beauftragt, die theologische und organisatorische Zusammenarbeit mit den internationalen Gemeinden zu reflektieren und voranzubringen. »Die Begleitung von Eingewanderten muss dringend als gemeinsame ökumenische Aufgabe wahrgenommen werden«, so Balke in seinen abschließenden Empfehlungen.

GEMEINSAM EVANGELISCH!

EKD Texte 119, Hannover 2014

Download unter:
→ ekd.de/EKD-Texte

Die Landessynode der EKBO hatte bereits 2009 den Reichtum der »Gemeinden anderer Sprachen und Herkunft« festgehalten und erste Schritte zu Annäherung und Zusammenarbeit beschlossen, die jedoch noch weiter konkretisiert und ausgebaut werden müssen. Dabei ist sowohl die inhaltliche als auch die strukturelle Kooperation im Blick. Letztere gestaltet sich immer wieder schwierig, weil sehr unterschiedliche Organisationsformen, Ausbildungs- und Finanzsysteme aufeinandertreffen. Dies darf aber nicht dazu führen, dass die Weiterentwicklung der konkreten Zusammenarbeit vor Ort darunter leidet.

Glücklicherweise hat sich gezeigt, dass in vielen Berliner Kirchenkreisen und in vielen Kirchengemeinden bereits eine geschwisterliche Nähe entstanden ist, die in Veranstaltungen und Begegnungen ihren Ausdruck findet. Ob Ökumenisches Pfingstfest der Kirchen im Kirchenkreis Tempelhof-Schöneberg, Kiezökumene im Kirchenkreis Neukölln oder ökumenisch-interkulturelles Arbeitsfeld im Kirchenkreis Charlottenburg-Wilmersdorf: Es gibt viele Beispiele gelungener Kooperation und lebendiger Gemeinschaft. Begegnungen an der Basis sind wichtig – um einander kennenzulernen, um einander zu vertrauen und um wechselseitig zu verstehen, wie Gottesdienste gefeiert oder Gemeinden geleitet werden.

»Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus.«

GAL. 3,28

Im Rahmen der bilateralen Verträge, die die EKD zu Beginn des neuen Jahrtausends mit den schwedischen, finnischen und niederländischen Kirchen geschlossen hat, bestehen gerade zu diesen Gemeinden auch seitens der EKBO feste und über Jahrzehnte etablierte Beziehungen. Hinzu kommt die koreanische Kirche, mit der die EKBO selbst einen Vertrag geschlossen hat. Viele weitere internationale Gemeinden sind zu nennen, die konstant und über einen langen Zeitraum in Berlin ansässig und auf unterschiedlichen Ebenen den Gemeinden und der Struktur der EKBO verbunden sind, etwa die anglikanische Gemeinde St George's, die American Church Berlin oder die United Brethren in Christ. Einige von ihnen werden in dieser Ausgabe der WeltBlick vorgestellt.

Die ökumenische Zusammenarbeit mit den internationalen Gemeinden auf Ebene der Landeskirche findet einerseits über den Ökumenischen Rat Berlin-Brandenburg (ÖRBB) statt, der unter dem Vorsitz von Bischof Emmanuel Sfiatkos 32 Mitgliedskirchen versammelt. Der ÖRBB fördert die Begegnung und Zusammenarbeit der Kirchen und steht ein für eine gemeinsame Spiritualität. Regelmäßige Veranstaltungen, die der ÖRBB verantwortet, sind beispielsweise die Gebetswochen für die Einheit der Christen, die Nacht der offenen Kirchen (in Verbindung mit dem »Tag der Nachbarn«) oder das Berliner Fest der Kirchen.

Enge Kooperationen seitens des Ökumenischen Zentrums der EKBO bestehen darüber hinaus zum Internationalen Konvent Christlicher Gemeinden in Berlin und Brandenburg. Der Internationale Konvent ist entstanden aus dem gemeinsamen Gebet und dem Erfahrungsaustausch einiger Geistlicher und Gemeindeglieder aus Migrationsgemeinden

INTERNATIONALE GEMEINDEN

Internationale Gemeinden sind Kirchengemeinden, die von einem Pastor – selten: einer Pastorin – mit Migrationshintergrund gegründet wurden, deren Hauptsprache nicht Deutsch ist und in der über 75 Prozent der Mitglieder einen Migrationshintergrund haben. So die Definition der Marburger Migrationsforscherin Bianca Dümling. Wie dynamisch die Beziehungen zwischen Migrationsgemeinden und einheimischen Gemeinden der etablierten Kirchen in Deutschland sind, lässt sich sehr gut anhand der veränderten Bezeichnungen der Migrationsgemeinden nachvollziehen. Wurde zunächst von »Gemeinden anderer Sprachen und Herkunft« gesprochen, so versuchte man später mit der Formulierung »Gemeinden unterschiedlicher Sprachen und Herkunft« die Betonung der Fremdheit zu entschärfen. Die »Konferenz der Beauftragten für die Arbeit mit Gemeinden anderer Sprache und Herkunft in den Landeskirchen und Werken in der EKD« beschloss im November 2019, diese Gemeinden fortan »Internationale Gemeinden« zu nennen. Die Konferenz selbst wurde folgerichtig umbenannt in »Konferenz für die Arbeit mit Internationalen Gemeinden«. Der ebenfalls gebräuchliche Begriff der »Migrationsgemeinden« ist weiterhin geeignet, um die Geschichte einer Gemeinde zutreffend zu bezeichnen, wird jedoch von Mitgliedern, die in der zweiten oder dritten Generation in Deutschland leben, oft als nicht mehr wirklich stimmig empfunden.

Literatur

→ *Bianca Dümling: Neue Gemeinden hat die Stadt – Migranten, Migrationskirchen und interkulturelle Gemeinden, in: Sommerfeld, Harald: Mit Gott in der Stadt. Die Schönheit der urbanen Transformation, Marburg 2016*

→ *Dies., Migration verändert die kirchliche Landschaft in Deutschland, veröffentlicht unter www. internationale-gemeinden.de.*

und wurde 1997 – unter Mithilfe der EKBO – als eingetragener Verein gegründet. Er versteht sich als Kontaktfläche und Multiplikator für die internationalen Gemeinden. Auch über das christliche Netzwerk »Gemeinsam für Berlin e.V.« sind internationale Gemeinden und Christinnen und Christen miteinander verbunden.

Obwohl das Aufeinandertreffen von unterschiedlichen kulturellen Gepflogenheiten gelegentlich auch zu Konflikten führt, beispielsweise durch die gemeinsame Nutzung von Gemeinderäumen, werden die Begegnungen vor Ort überwiegend als bereichernd erlebt. Umso wichtiger, dass gute Beispiele gelingender Zusammenarbeit in den Gemeinden und Kirchenkreisen geteilt werden – und so zum Vorbild für andere werden können. Wie beispielsweise der Internationale Gottesdienst in Hamburg. Es gilt, das ökumenische Lernen voneinander zu fördern, es geht um den Weg zur »Einheit in Vielfalt«. Deshalb gilt es auch, die Ausbildung in kultursensibler Seelsorge – und deren Umsetzung – zu stärken. Nicht zuletzt sollten Geistliche aus internationalen Gemeinden stärker in die Pfarrkonvente eingebunden werden.

Um mittel- und langfristig zu einer migrationssensiblen Kirche zu werden, in der eine interkulturelle Kommunikation des Evangeliums stattfindet, müssen weitere Schritte aufeinander zugegangen und muss gemeinsam reflektiert werden, wie sich eine »aufnehmende« Kirche auch theologisch verändert. Eine »mehrsprachige« Kirche der Zukunft wird auch eine milieusensible, zukunftsfähige Kirche sein. Das Ziel, sich als »gemeinsam evangelisch« zu verstehen, kann jedenfalls nicht nebenher bewältigt werden, sondern braucht die gemeinsame Begeisterung und Tatkraft von allen Beteiligten. Lassen Sie uns auf diesem Weg weitergehen! /

Barbara Deml

ist als landeskirchliche Pfarrerin für Ökumene und Weltmission die Beauftragte für die Arbeit mit Internationalen Gemeinden in der EKBO und seit 2019 Mitglied der »Konferenz für die Arbeit mit Internationalen Gemeinden« der EKD.

Berlin *bereichern*

Unzählige Gemeinden bereichern das religiöse Leben und die Vielfalt Berlins. Mit vielen von ihnen steht das Berliner Missionswerk in engem Kontakt – vier davon stellen wir hier vor.

FOTOS UND TEXTE: GERD HERZOG

Japanische Evangelische Gemeinde Berlin

Paul-Gerhardt-Kirche, Gemeinde Alt-Schöneberg

はじめに言葉があり，言葉は神と共にあり，言葉は神であった。

ヨハネによる福音書 1.1

Erst scheint die Sonne, dann hagelt es plötzlich. Aprilwetter. Das Vordach der Paul-Gerhardt-Kirche schützt die kleine japanische Gemeinde vor den Unbilden der Witterung, denn der Gottesdienst findet im Freien statt. Seit 1993 feiert die Japanische Evangelische Gemeinde in Berlin den Gottesdienst in der Muttersprache, seit 1999 in der Kirchengemeinde Alt-Schöneberg. Die Mitglieder leben schon sehr lange in Deutschland, meist mit einem deutschen Partner, andere sind wegen eines Studiums oder als Touristen hier. »Gelegentlich kommen aber auch an der japanischen Sprache und Kultur interessierte Nichtjapaner zu unserem Gottesdienst«, heißt es in der Selbstbeschreibung der Gemeinde auf der Webseite der Deutschen Ostasienmission. Pfarrerin Mutsuko Akiba-Krämer lässt sich vom Hagel nicht beeindrucken. »In der Pandemie«, sagt sie, »müssen wir die Chance ergreifen, Neues auszuprobieren«.

→ *japgemeindeberlin.jimdofree.com*

태초에 '말씀'
이 계셨다.
그 '말씀'은
하나님과 함
께 계셨다.
그 '말씀'은
하나님이셨
다.
요한복음 1.1

Koreanische Evangelische Han In-Gemeinde

Heilandskirche, Berlin-Moabit

Ende der 1960er Jahre kamen viele koreanische Krankenschwestern und Bergleute nach Deutschland, um hier zu arbeiten. Und sie vermissten ihre Kultur, sie vermissten Unterstützung im fremden Alltag – und sie vermissten Seelsorge. Die evangelische Kirche bot damals ihre Unterstützung; ein Kulturzentrum und der koreanische Gottesdienst wurden zum Treffpunkt der KoreanerInnen in der Stadt. Und sie blieben. Im Jahr 1977, auf dem Evangelischen Kirchentag, der in Berlin stattfand, wurde eine Kampagne mit der Forderung eröffnet, den koreanischen Gastarbeitern (so sagte und dachte man damals) eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis zu erteilen. Diese Kampagne war erfolgreich; aus Gästen wurden BerlinerInnen. Und die koreanische Gemeinde blieb Mittelpunkt; bis heute. Seit 1976 treffen sich die Mitglieder in der Heilandskirche. Auch wenn die Kirche nun leer bleibt in den Zeiten der Pandemie, bis auf das Aufnahmeteam für die Gottesdienste. Pfarrer Sungho Cho hält die Tür auf und lädt alle ein – online.

→ *berlinhanin.org*

American Church Berlin

Lutherkirche, Dennewitzplatz

Soziales Engagement für die Nachbarschaft, ein jährliches Straßenfest, die wöchentliche Lebensmittelausgabe von Laib und Seele für Bedürftige und kostenlosen Englisch- und Deutschunterricht. Die American Church Berlin (ACB) ist kein Fremdkörper in ihrem Kiez. Ihre Wurzeln reichen bis 1859 zurück. Gegründet von amerikanischen Familien im 19. Jahrhundert im damaligen »Amerikanischen Viertel« rund um den Schöneberger Nollendorfplatz. Sie überstand Weltkriege und die Zerstörung ihrer selbst errichteten Kirche im Jahr 1943; heute kommen ihre Mitglieder aus 17 christlichen Konfessionen und 30 Nationen. Im Jahr 2007 übernahm die Gemeinde die Lutherkirche, ganz in der Nähe des Nollendorfplatzes. Seitdem arbeitet die ACB eng mit den deutschen Gemeinden im Norden Schönebergs zusammmen und ist Partnerin des Berliner Missionswerkes. In der Pandemie kommen die Mitglieder per Zoom, Facebook und Instagram zusammen, die Kirche ist einladend – wie schon immer. Stay connected!

→ *americanchurchberlin.de*

IN THE BEGINNING WAS THE WORD, AND THE WORD WAS WITH GOD, AND THE WORD WAS GOD.

JOHN 1.1

ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος, καὶ ὁ λόγος ἦν πρὸς τὸν θεόν, καὶ θεὸς ἦν ὁ λόγος.
(κατα) ιωαννην 1.1

Griechisch-Orthodoxe Kirchengemeinde Christi Himmelfahrt zu Berlin

Berlin-Steglitz

Die kleine Griechisch-orthodoxe Kirche Berlins liegt in einer idyllischen Ecke im Südwesten der Stadt, gleich nebenan können die Kinder binationaler Familien eine Griechisch-Deutsche Kindertagesstätte besuchen. Betritt man das Kirchengebäude, ist man, so scheint es, in einer anderen Welt. Ikonen, Kerzen, Weihrauchgefäße. Eine besondere Welt, aber keine abgeschlossene. Im Gegenteil, die griechisch-orthodoxe Gemeinde ist weltoffen und international. »Viele Gläubige kommen natürlich aus Griechenland, oder haben griechische Wurzeln. Es kommen aber auch Menschen zu uns aus Georgien, Russland oder aus dem Iran. Sie suchen und finden bei uns eine spirituelle Heimat – und ihre Wurzeln«, sagt Bischof Emmanuel von Christoupolis. Er leitet die Gemeinde im Südwesten Berlins seit 2005; seit 2020 als Vikarbischof der Griechisch-Orthodoxen Metropolie von Deutschland. »Und wer seine Wurzel kennt«, davon ist er fest überzeugt, »ist Kosmopolit«.

→ *orthodoxie.berlin*

»Immer mal wieder ein Stückchen *Heimat*«

Seit 50 Jahren heißt die finnische Gemeinde alle willkommen

Päivi Lukkari lebt seit 1992 in Deutschland, hat an der Humboldt-Universität studiert und wurde 2000 in Kuopio, im Osten Finnlands, ordiniert. Seit 2010 betreut sie als Pfarrerin das Dienstgebiet »Ost und Mitte« der finnischen Gemeinde in Deutschland. Dazu gehören die Standorte Berlin, Hannover, Dresden und Bielefeld; Gottesdienste und andere Aktivitäten organisiert sie außerdem in Leipzig und Braunschweig. Mit der WeltBlick spricht Päivi Lukkari über das Besondere ihrer Berliner Gemeinde, finnische Amtshandlungen, Integration als Grundprinzip – und gibt Tipps für spannende Kriminalromane.

INTERVIEW: GERD HERZOG

Die Berliner finnische Gemeinde ist eine von vier finnischen Gemeinden, die Sie in Deutschland betreuen. Was ist das Besondere an der hiesigen Gemeinde?

PÄIVI LUKKARI: Berlin ist die größte meiner Gemeinden – mit Abstand. In Berlin leben auch sehr viel mehr Finninnen und Finnen als an den anderen Orten. Man muss allerdings trennen zwischen Leuten, die Mitglieder sind in den Gemeinden und den Finnen, die man auch noch erreichen könnte. Auch davon gibt es hier die meisten. In Berlin leben – nach der offiziellen Statistik – ungefähr 4.000 bis 4.500 Finninnen und Finnen. Aber darunter fallen nur Personen, die ausschließlich die finnische Staatsbürgerschaft besitzen. Berlin ist außerdem die älteste meiner finnischen Gemeinden – sie wurde schon 1971 gegründet.

Dann begehen sie 2021 Ihr 50. Jubiläum.

PÄIVI LUKKARI: Das wir leider wegen der Pandemie gar nicht feiern können. Denn einfach nur so ein bisschen feiern, womöglich virtuell, lohnt sich für uns nicht. Hier sind noch viele der Gründungsmitglieder aktiv – vor allem Frauen, die schon in den sechziger und siebziger Jahren nach Berlin gekommen sind. Sie sind naturgemäß schon etwas betagt und nicht so Zoom-freudig. Wir wollen nicht ausgerechnet jene ausschließen, die sehr viele Jahre dabei gewesen sind, die zum Teil noch die Anfänge kennen. Das wäre kein gutes Signal.

Wie wird man Mitglied Ihrer Gemeinde?

PÄIVI LUKKARI: Die finnischen Gemeinden sind keine Kirchengemeinden im eigentlichen Sinne, es sind nicht-eingetragene Vereine. Das bedeutet, wenn FinnInnen nach Deutschland kommen und evangelisch sind, dann machen sie dieses berühmte Kreuzchen auf den Anmeldebögen. Damit werden sie automatisch Mitglieder einer deutschen Landeskirche, hier in Berlin der EKBO. Daneben können Sie Mitglied der finnischen Gemeinde werden. Aber dazu müssen sie uns finden – und verstehen, dass es gut ist, bei uns einzutreten. Als Mitglied bekommen sie das Gemeindeblatt mit der Post nach Hause – weitere Vorteile gibt es eigentlich nicht. Ich frage niemanden, der sich bei uns engagiert oder unsere Veranstaltungen besucht, ob er oder sie Mitglied ist. Jeder mit finnischen Wurzeln oder Interesse an Finnland ist herzlich eingeladen, bei uns mitzumachen.

Die Menschen wollen sich weniger binden als früher.

PÄIVI LUKKARI: Als der Verein gegründet wurde, war es den Menschen ganz wichtig, ihre Verbundenheit zur Heimat auch dadurch zu zeigen, dass sie Mitglied wurden. Das galt nicht nur für sie selbst, sondern auch für ihre Ehepartner, ihre Kinder, sogar für ihre Freunde. In jüngster Zeit fällt es uns immer schwerer, den Menschen zu vermitteln, dass es gut ist, Mitglied zu werden. Wir haben etwa 760 Mitglieder, aber davon sind bestimmt die Hälfte Deutsche. Für unsere Darstellung nach außen ist die Zahl der Mitglieder sehr wichtig: Denn wir werden häufig gefragt, wie viele Menschen wir erreichen.

Was ist das Besondere am Leben der finnischen Gemeinde?

PÄIVI LUKKARI: Die Sprache. Das ist keine Banalität, denn die Basis des Gemeindelebens ist das Integrationsprinzip. Im Jahr 1977 schlossen die Evangelisch-Lutherische Kirche Finnlands und die Evangelische Kirche in Deutschland einen Vertrag. Darin wurde festgelegt, dass die hier lebenden Finninnen und Finnen – genau wie umgekehrt die in Finnland lebenden Deutschen – Mitglieder der hiesigen Landeskirchen werden; mit allen Rechten und Pflichten. Die EKD hat sich vertraglich dazu verpflichtet, finnische Pfarrerinnen und Pfarrer für die Seelsorge der hier lebenden Finnen anzustellen – ich bin Pfarrerin der EKBO. Ebenfalls festgelegt wurde damals, dass Integration das Grundprinzip unserer Arbeit ist. Wir wollen keine finnische Kirche in Deutschland gründen, sondern den Menschen helfen, sich hier in Kirche und Gesellschaft zu integrieren – und dabei wohlzufühlen. Um sich in einem neuen, fremden Umfeld wohlzufühlen, braucht man immer mal wieder ein Stückchen Heimat. Und das bieten wir als finnische Gemeinde an: Gottesdienste in der Muttersprache. Aber auch zweisprachige Gottesdienste, denn wir wollen wiederum nicht zum finnischen Gottesdienst die Finnen aus ihren Familien herausziehen. Sondern wir wollen, dass sich alle bei uns wohlfühlen – einschließlich jener Familienmitglieder, die kein Finnisch verstehen.

Was ist Ihren Mitgliedern außerdem wichtig am Gemeindeleben?

PÄIVI LUKKARI: Die Amtshandlungen. Gerade binationale finnisch-deutsche Familien wollen Elemente aus beiden Traditionen miteinander verbinden. Bei Trauungen oder Taufen, aber auch bei Beerdigungen. Bei Trauungen ist die Agenda recht ähnlich, da fallen mir keine großen Unterschiede ein. Bei Taufen ist das anders. In Finnland ist die übliche Form die Haustaufe, im Kreis der Familie und der Verwandten. Um beide Seiten, die finnische und die deutsche, zu verbinden, werden die Taufen in binationalen Familien zweisprachig gefeiert. Das ist eine sehr schöne Sache, wie ich finde. Bei Beerdigungen ist den Menschen

Oben: »Finnische Musik ist sehr wichtig, die gewohnten Kirchenlieder«.

Rechts: Kaffee, karelische Piroggen und natürlich Zimtschnecken (»Korvapuusti«, wörtlich: »Ohrfeigen«). Neben der Sprache ist die Pflege der finnischen Esskultur sehr wichtig, meint Pfarrerin Lukkari.

Gottesdienst in Heiligkreuz: »Die deutschen Gemeinden freuen sich, dass wir zu Gast sind«.

ALUSSA OLI SANA, JA SANA OLI JUMALAN TYKÖNÄ, JA SANA OLI JUMALA.

JOH 1.1

VIDEOCLIP

»Jeesus ratsastaa«. Palmusunnuntain hartauselokuva, »Jesus reitet«, ein Andachtsfilm der finnischen Gemeinde zum Palmsonntag – mit deutschen Untertiteln!

Anschauen

→ *youtube.com/watch?v=WnRFqTaaD68*

Mehr Informationen

→ *deutsch.rengas.de*

die finnische Musik sehr wichtig, die gewohnten Kirchenlieder. Vielen Finnen, die hier in Deutschland beerdigt werden, ist es außerdem sehr wichtig, die letzten Worte auf Finnisch gesprochen zu wissen. In Finnland ist es immer noch üblich, die Trauerfeier am Sarg abzuhalten. Die Urne wird viel später beigesetzt, im kleinen Kreis. Dass ich bei der Trauerfeier am Sarg stehe, erlebe ich hier in Deutschland sehr selten. Dazu gibt es einen Brauch in Finnland: Bei den Worten »Aus Erde bist Du geworden, Erde sollst Du wieder werden« wird ein Kreuz aus Sand auf den Sarg gemalt. Ich habe es an einer Urne versucht: Es funktioniert nicht. Das finden viele Finnen sehr schade, denn es ist für sie ein wichtiges symbolisches Element einer Beerdigung.

Wo sehen Sie Unterschiede in der Gemeindearbeit in den beiden Ländern?

PÄIVI LUKKARI: Der größte Unterschied zwischen der Gemeindearbeit in Finnland und in Deutschland ist sicherlich, dass die hiesigen evangelischen Kirchgemeinden immer weniger Menschen beschäftigen. Ich bin beispielsweise die einzige hauptamtliche Mitarbeiterin meiner Gemeinde mit sechs Predigtstellen. Ansonsten werden die Gruppen, die sich im Finnland Zentrum treffen, durch Ehrenamtliche geleitet. In Finnland ist die Situation ganz anders, dort gibt es noch sehr viele hauptamtliche Mitarbeitende. Das macht sich bemerkbar: Wir können nicht alles leisten und nicht alles machen, was die Gemeinden in Finnland machen und gestalten. Andererseits: Nach dem Integrationsprinzip sollen wir das ja auch gar nicht. Sondern die Menschen sollen perspektivisch ihre kirchliche Heimat – soweit es Berlin betrifft – hier in der EKBO finden. Wir sind sozusagen das Sahnehäubchen.

Spätestens seit der Pisa-Studie wird Finnland für seine Bildungserfolge über die Maßen bewundert. Hilft es bei Ihrer Arbeit, dass Ihre Heimat hierzulande so ein positives Image hat?

PÄIVI LUKKARI: Bei der Gemeindearbeit spielt das keine so große Rolle. Bei Zusammenarbeit mit den hiesigen Gemeinden spüren wir das schon. In Berlin haben wir, wie auch an den anderen Orten, keine eigene Kirche. Berlin ist insofern eine Ausnahme, weil wir im Finnland-Zentrum am Marheinekeplatz Gruppenräume nutzen können. Wir haben aber überall Partnergemeinden; in Berlin ist das Heilig Kreuz-Passion in Kreuzberg. Da ist es natürlich sehr hilfreich, dass Finnland so gut angesehen ist. In der Regel freuen sich die deutschen Gemeinden, dass wir zu Gast sind.

Sie lesen gerne Kriminalromane, haben Sie in einem Interview gesagt. Krimis aus Skandinavien haben in Deutschland seit Jahren großen Erfolg. Es gibt unzählige Autorinnen und Autoren – wen können Sie empfehlen?

PÄIVI LUKKARI: Spannende Frage (lacht). Da wäre beispielsweise Jens Henrik Jensen, ein Däne, mit seiner Reihe über den Kriegsveteranen Niels Oxen. Alle vier Bände gibt es als deutsche Übersetzungen. Den letzten Band, »Lupus«, habe ich gerade gelesen. Außerdem fällt mir die finnische Autorin Leena Lehtolainen ein. Von ihrer Reihe mit Hilja Ilveskero, einer Personenschützerin, sind vier Bände übersetzt. Aus der Reihe mit Kommissarin Maria Kallio kann man sogar 15 auf Deutsch lesen. /

Gerd Herzog

Gerd Herzog ist Mitarbeiter im Öffentlichkeitsreferat.

Gestärkt *für den Alltag*

Eritreisch-Orthodoxe Gemeinde bietet Halt und Stütze im Exil

Was das Gemeindeleben den Gläubigen aus Eritrea bedeutet? Almaz Haile muss nicht lange überlegen. »Unsere Gemeinde ist Heimat in der Fremde. Ein Gefühl von Zuhause. Sie ist Begegnungsstätte und Stärkung für den Alltag.« Mehr als 90 Prozent der Gemeindeglieder, so schätzt die Berlinerin, sind junge Geflüchtete. Auch sie selbst, die Eritrea schon vor mehr als 30 Jahren verlassen hat, gehört zur Eritreisch-Orthodoxen Gemeinde St. Georgis in Berlin-Zehlendorf.

TEXT: JUTTA KLIMMT

Der Gottesdienst am Sonntag beginnt in aller Frühe. Weihrauch liegt in der Luft. Die Gläubigen betreten den Raum barfuß; die Schuhe müssen draußen bleiben. Kinder laufen umher. Bevor sich die Ankommenden in die Bänke setzen, knien sie nieder vor dem Herrn. Die Frauen sind in weiße Tücher gehüllt und sitzen von den Männern getrennt. Statt von der Orgel werden die Gesänge von rhythmischen Trommelklängen begleitet. Tigrinya heißt die Sprache, in der die Menschen hier singen und sprechen. Die Liturgie wird in Ge'ez, einer Sprache aus der Spätantike, durchgeführt.

Die Eritreisch-Orthodoxe Gemeinde in Berlin-Zehlendorf ist klein. Rund 250 Mitglieder zählen dazu; weitaus mehr sind dem Umfeld zuzurechnen; die Gemeinde selbst spricht von 600, darunter sehr viele junge Menschen. Und diese kommen zum Teil von weither, um morgens ab sechs am Gottesdienst teilzunehmen, der mehrere Stunden dauert. Sie kommen aus Teltow und Potsdam, aus Oranienburg und Birkenwerder. »Manche stehen um drei Uhr in der Nacht auf, um mit Fahrrad

ቃል
ብመጀመርታ
ነበረ፡ እቲ
ቃል ድማ ኣብ
ኣምላኽ ነበረ፡፡
እቲ ቃልውን
ኣምላኽ ነበረ፡፡
ዮሃንስ 1:1

Euphorbia eritrea, Wolfsmilch-Kakteen, im Hochland Eritreas.

FLUCHT AUS ERITREA

Eritrea gilt als eine der brutalsten Diktaturen der Welt. Die Menschen fliehen vor dem Nationaldienst, zu dem 18-jährige Männer und Frauen herangezogen werden, Männer oft lebenslang. Drakonische Strafen wie das Einsperren in unterirdische Verliese sowie brutale Foltermethoden sind laut UNO an der Tagesordnung. EritreerInnen, die bereits seit den 1980er oder 1990er Jahren in Deutschland leben, flohen in der Zeit des nationalen Befreiungskampfes gegen Äthiopien. Heute leben etwa 70.000 eritreische Staatsangehörige in Deutschland.

und S-Bahn anzureisen«, erzählt Almaz Haile. »Schon allein daran ist zu erkennen, wie wichtig uns allen der Gottesdienst und das anschließende Beisammensein sind.« Die Kirche sei Halt und Schutz und ein Ort, an dem man sich ungezwungen regelmäßig treffen könne. »Das ist ansonsten ja schwierig; wir wohnen sehr verstreut und vereinzelt. Umso größere Bedeutung bekommen diese Begegnungen – in unserer Sprache und mit unseren Traditionen.«

Umso schmerzhafter war es für viele Gemeindeglieder, dass es vor drei Jahren zu einem Bruch in der damals rund 1000 Menschen zählenden eritreischen Gemeinde kam. Die Hintergründe? »Kompliziert!«, sagt die 48-Jährige. Und versucht dann doch, die wichtigsten Gründe zu erklären. »Im Mittelpunkt des Streites stand die Bundeslade. Eine solche ist in unserer Eritreisch-Orthodoxen Kirche unverzichtbar, weil sonst keine Sakramente wie Taufe und Abendmahl durchgeführt werden dürfen.« Wie die äthiopischen gehen auch die eritreischen orthodoxen Christen davon aus, dass die israelitische Bundeslade mit den Original-Gesetzestafeln vom Berg Sinai nach Äthiopien gebracht wurde und dort bis heute aufbewahrt wird. Eine Kopie der Bundeslade befindet sich in jeder äthiopischen und eritreischen Kirche.

In der Diaspora haben sich viele Gemeinden für eine Bundeslade der koptischen Kirche entschieden; so auch die ursprüngliche St. Georgis-Gemeinde in Berlin. Doch zahlreiche Gemeindeglieder waren damit nicht einverstanden. »Die Bundeslade sollte aus Eritrea kommen und dort geweiht worden sein«, bezieht Almaz Haile klar Stellung. Der Streit führte zum Bruch: Ein großer Teil der Gemeinde trifft sich heute in Zehlendorf; andere Gläubige sind in der ursprünglichen Gemeinde geblieben und kommen weiterhin zum Gottesdienst in Friedenau zusammen. Was die 48-Jährige bis heute besonders schmerzt: »Der Streit wurde politisiert; dabei hatte er andere Gründe.«

Trommelklänge, Weihrauch und rhythmische Gesänge: Der Gottesdienst ist »ein Gefühl von Zuhause«. Mitten in Berlin.

Diejenigen, die sich damals für eine eritreische Bundeslade aussprachen, wurden von der anderen Seite als »regimetreu« kritisiert. Ein Vorwurf, den Almaz Haile nicht nachvollziehen kann: »Der größte Teil unserer heutigen Gemeindemitglieder ist in den vergangenen Jahren vor dem Regime in Eritrea geflohen. Diesen Menschen nun Regime-Nähe vorzuwerfen, ist absurd und verletzend.« Die politischen Probleme der eritreischen Heimat – für viele Gemeindeglieder sind sie mit nach Europa gewandert.

Almaz Haile selbst lebt seit 1990 in Deutschland; geflüchtet zu einer Zeit, als sich Eritrea und Äthiopien in einem blutigen Unabhängigkeitskrieg befanden. Sie und ihre Familie haben die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen. Als Mitarbeiterin des Berliner Flüchtlingsrates erfährt sie jedoch jeden Tag aufs Neue, wie schwierig es ist, zu fliehen – und anzukommen.

In ihrer Gemeinde gibt es heute, bedingt durch die Corona-Pandemie, weitere Sorgen. Die sonntäglichen Treffen sind schwieriger geworden. 30 Personen dürfen beim Gottesdienst in der evangelischen Paulusgemeinde Zehlendorf, in der die eritreische Gemeinde zu Gast ist, nur noch zugegen sein (Stand 20. März). »Diese Beschränkungen sind natürlich für alle Gläubigen schwierig«, sagt Almaz Haile, »aber für Gemeinden in der Diaspora, die im Gottesdienst und im Beisammensein wichtigen Halt finden, sind sie es ganz besonders.«

Zudem: Existenzsorgen und Nöte vieler Geflüchteter haben zugenommen. Manche haben ihre Stelle verloren und können sich nun die Fahrt zum Gottesdienst nicht mehr leisten. Andere sorgen sich um ihre kranken Angehörigen in der Ferne. Gerade jetzt wäre psycho-soziale und seelsorgerliche Begleitung durch die Pfarrer wichtig. Doch die beiden Geistlichen versehen ihren Dienst ehrenamtlich, so ist es ohnehin für sie schwer, stets zur Stelle zu sein, wenn am Telefon ihr Rat oder ihre Hilfe eingefordert wird. »Schwere Zeiten«, sagt Almaz Haile. »Für alle.« /

Jutta Klimmt

leitet das Öffentlichkeitsreferat des Berliner Missionswerkes. Und kennt Almaz Haile seit vielen Jahren durch deren Arbeit im Berliner Flüchtlingsrat.

Offen und *herzlich*

Die Anglikanische Gemeinde in Berlin ist bunt und traditionsbewusst

Die Anglikanische Gemeinde in Berlin blickt auf eine lange Geschichte zurück: Anglikanische Gottesdienste gibt es hier seit mindestens 1830. Aber das Besondere unserer Gemeinde ist etwas anderes: Sie ist international. Amerikaner und Engländer, Deutsche und Afrikaner kommen hierher. Christen jeder Konfession sind im Gottesdienst willkommen. Offenheit und Herzlichkeit gehören für uns stets zum Gemeindeleben dazu.

TEXT: CHRISTOPHER JAGE-BOWLER
FOTOS: GERD HERZOG

Anglikanische Gottesdienste gibt es in Berlin seit 1830. Zunächst im historischen Zentrum der Stadt und ab 1855 im Torhaus des Schlosses Monbijou, das im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde. Diese »Englische Kapelle« wurde bald als zu klein für die neue deutsche Hauptstadt empfunden, und so wurde unter der Schirmherrschaft der in England geborenen preußischen Kronprinzessin Victoria 1885 die erste anglikanische St. George's Anglican Church auf dem Gelände von Schloss Monbijou gebaut. Die Kirche stand unter königlichem Schutz und wurde aus Spenden finanziert, die anlässlich der Silberhochzeit des preußischen Kronprinzenpaares eingingen.

Im Jahr 1888 besuchte Queen Victoria die Kirche; 1913 kamen König George V. und seine Ehefrau Mary zum Gottesdienst. Als einzige anglikanische Kirche in Deutschland blieb St. George's auch während des Ersten Weltkriegs geöffnet, da sie unter dem Schutz Kaiser Wilhelm II. stand.

Oben: Der Hl. Georg, Schutzpatron von Richard Löwenherz, wurde auf der Synode von Oxford im Jahr 1222 zum Schutzpatron ganz Englands bestimmt.

Mitte: Seit 1953 Heimat der Gemeinde St. George und der Anglikaner Berlins: Die Kirche im Berliner Westend.

Unten: Innenraum mit Orgel – und den Flaggen des Vereinigten Königreichs, Kanadas, Australiens und Neuseelands.

IN THE BEGINNING WAS THE WORD, AND THE WORD WAS WITH GOD, AND THE WORD WAS GOD.

JOHN 1.1

Mehr Informationen
→ *stgeorgesberlin.de*

In der Not der 1920er und 1930er Jahre diente St. George's einer großen, in Großbritannien geborenen Handwerkerbevölkerung (hauptsächlich Frauen, die geheiratet und sich in Berlin niedergelassen hatten) sowie amerikanischen, deutschen, indischen, chinesischen, finnischen und russischen Christen. Bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs wurde die Kirche geschlossen und später von alliierten Bombenangriffen getroffen. Die DDR-Regierung beschloss dann, im Zusammenhang mit der Entrümmerung des Berliner Stadtzentrums, die Ruinen des Schlosses Monbijou und damit auch das Kirchengebäude abzubrechen.

1950 wurde im britischen Sektor West-Berlins, in der Nähe des Olympiastadions, eine neue St.-George's-Kirche gebaut. Sie war als Garnisonskirche für das britische Militär gedacht, und noch heute tragen die Kirchenbänke Militärabzeichen von jedem britischen Regiment, das im Nachkriegsberlin diente. 1987 wurde das ursprüngliche Kirchensilber, gestiftet von Kronprinzessin Victoria, in einem Keller entdeckt und wird seither im wöchentlichen Gottesdienst verwendet. Nach dem Abzug der Alliierten aus dem wiedervereinigten Berlin 1994 wurde die St. George`s Anglican Church wieder zu einer rein zivil genutzten Kirche.

St. George's ist Teil der weltweiten Anglikanischen Kirchengemeinschaft. Diese umfasst die Kirche von England und siebenunddreißig weitere christliche Kirchen mit insgesamt siebzig Millionen Mitgliedern in mehr als hundert Ländern. Jede der Kirchen ist selbstverwaltet und hat ihre eigene Liturgie, gehört aber zu einer Gemeinschaft, die symbolisch vom Erzbischof von Canterbury geleitet wird. Das Wort »anglikanisch« selbst leitet sich vom lateinischen Wort für englisch, anglicanus, ab.

Ein wichtiges Merkmal der anglikanischen Kirche ist sicherlich ihre Weite, ihre Toleranz und Inklusivität. Anglikaner führen ihre christlichen Wurzeln auf die frühe Kirche zurück, und ihre spezifisch anglikanische Identität auf die nachreformatorische Gründung der Kirche von England und anderer bischöflicher oder anglikanischer Kirchen. Sie halten das aufrecht, was oft als katholischer und apostolischer Glaube bezeichnet wird: Die Kirche hat bei der Reformation bewusst die Kontinuität des Glaubensbekenntnisses und der Liturgie beibehalten, während sie gleichzeitig protestantische Einsichten in ihre Theologie und die allgemeine liturgische Praxis einfließen ließ.

Der britische Monarch – somit seit vielen Jahren die Queen – ist der oberste Statthalter der Kirche von England, obwohl in der Praxis die Leitung dem Erzbischof von Canterbury und der Generalsynode obliegt. Die Kirche von England hat eine bestimmte Reihe von gesetzlichen Privilegien und Verantwortlichkeiten, erhebt aber keine Kirchensteuer und erhält auch keine direkte Unterstützung von der Regierung.

Zur Zeit der Reformation spaltete sich die westliche Kirche: in die katholische Kirche, die die päpstliche Autorität weiterhin akzeptierte, und in die verschiedenen protestantischen Kirchen, die sie ablehnten. Die Kirche von England gehörte zu den Kirchen, die mit Rom brachen. Der Auslöser für diese Entscheidung war die Weigerung des Papstes, die Ehe von Heinrich VIII. und Katharina von Aragon zu annullieren, aber dahinter stand die nationalistische Überzeugung der Tudors, dass die Autorität über die englische Kirche zum Recht der englischen Monarchie gehörte.

In der Regierungszeit von Mary Tudor unterwarf sich die Kirche von England wieder der päpstlichen Autorität. Diese Politik wurde jedoch rückgängig gemacht, als Elisabeth I. 1558 den Thron bestieg. Die Regelungen, die in der Regierungszeit von Elisabeth entstanden, gaben der Kirche von England ihre bis heute unverwechselbare Identität. Anders ausgedrückt: Die Anglikanische Kirche ist eine reformierte, katholische Kirche, ein Zwischenweg zwischen Protestantismus und römischem Katholizismus. Sie ist für gewöhnlich – aber nicht immer – englischsprachig.

»Wir haben keine bleibende Stadt«, heißt es in der Bibel. In internationalen Gemeinden wie St. George's gibt es häufig ein Kommen und Gehen. Wir feiern häufig Abschiede, weil Menschen wieder aufbrechen. Wir versuchen daher, die Menschen so bald wie möglich, nachdem sie bei uns angekommen sind, in unsere Gemeinde zu integrieren und einzubinden. Wir möchten ihre Lebensgeschichte hören und die unsere mit ihnen teilen; auf diese Weise können wir gemeinsam lernen. /

Christopher Jage-Bowler

ist Pfarrer der St. George's Anglican Church in Berlin. Und als echter Brite ein Fan der Queen: »Sie hat einen lebendigen Sinn für Humor, das ist sehr wichtig für Anglikaner.«

PLATZ *schaffen*

Vielfalt in der Gemeinde bedeutet mehr, als einen Stuhl zu reservieren

TEXT: RYAN WHITE

Sehr verschieden sind aber auch die Gründe, aus denen wir jeden Sonntag zum Gottesdienst zusammenkommen. Manche kommen mit der Hoffnung, ihre Chancen beim Asylantrag durch »Konversion zum Christentum" zu verbessern, und andere, weil sie Interesse an Jesus Christus und seinen Lehren haben. In unserer Gemeinde gibt es also eine große Vielfalt, aber wie sieht es mit der Zugehörigkeit aus? Wir sind vielfältig in Herkunft, Sprache, Alter und Interessen – wie können wir trotzdem zueinander gehören? Ich glaube, es gibt zwei Seiten, wenn wir diese Frage betrachten. Die einzelne Person und die Gemeinde. Will die Person unserer Gemeinde auf christlicher Basis zugehören und will die Gemeinde einen Platz für die Person schaffen? Nicht nur beim Gottesdienst einen Stuhl reservieren, sondern die Person mit all ihrer Vielfalt einbeziehen? Vielfalt ist schwer unterzubringen, weil wir alle eigene Vorlieben und Vorurteile haben. Auch unsere Gemeinde ist nicht frei davon. Zum Beispiel gibt es oft Vorurteile gegen Afghanen oder die, die ein niedrigeres Bildungsniveau haben oder auch diejenigen, mit denen wir mehr Geduld brauchen.

Aber als Christen glauben wir, dass wir alle nach Gottes Bild geschaffen wurden, und wir versuchen mit allen gleichermaßen in Gottes Liebe zu interagieren. Ich frage mich derzeit oft, mit welchem Ziel wir Leute dazu aufrufen, sich dem Christentum anzuschließen. Wer hat die Macht und das Privileg zu definieren, was ein Christ glaubt, wie ein Christ

درازلکلمه
بود.کلمه
باخدا
بودو
کلمهخود
خدابود
یوحنا ۱.۱

Unsere Kirche wird die Iranisch-Presbyterianische Kirche Berlin genannt, aber eigentlich ist das keine genaue Beschreibung unsere Gemeinde, weil wir nicht nur Iraner sind. Die Mitglieder und Besucher kommen aus dem Iran, aber auch aus Afghanistan, und ich selbst aus den USA. Was uns alle vereint, ist die persische Sprache, wobei ich noch auf Englisch mit Übersetzung predige.

Gott verehrt und dient? Ich bin Pastor der Gemeinde. Ich habe Theologie studiert und bin bei der Presbyterian Church USA ordiniert. Das heißt, meine theologische Perspektive ist von einem bestimmten Standort geprägt. Und nun bin ich amerikanischer Pastor einer persischsprachigen Gemeinde in Berlin. Einer Gemeinde mit vielfältigen religiösen Vorstellungen, Erfahrungen und Herausforderungen.

Wie kann ich Raum schaffen für die Vielfalt der geistlichen Erfahrungen? Zum Beispiel, wenn es um Träume von Jesus geht, die ich persönlich nicht gehabt habe. Unser christlicher Glaube hat seinen Ursprung im Nahen Osten. Ein Glaube, der nach wie vor große Affinität zu nahöstlichen Kulturen hat. Es gab und gibt noch orthodoxe Kirchen im Iran, die seit sehr langer Zeit vom christlichen Glauben und der Glaubenspraxis in ihrem kulturellen Kontext geprägt sind. Wie kann ich diese Sichtweisen wahrnehmen und anerkennen, obwohl sie so anders sind als meine eigene? Diese Fragen sind für mich vor allem deshalb gerade so präsent, weil die Situation in meiner Heimat so turbulent ist. In den Vereinigten Staaten gibt es eine große Vielfalt, aber wir sehen und hören aktuell, dass sich nicht alle in die Gesellschaft einbezogen fühlen. Das betrifft auch die Kirchen. Meiner Meinung nach liegt die größte Schwierigkeit nicht in der Vielfalt an sich, sondern darin, einander auf Augenhöhe zu begegnen. Mit all unseren individuellen Perspektiven und Erfahrungen das Gemeinsame zu finden, ist schwer – aber nicht unmöglich. Dieser Prozess beginnt damit, dass wir unseren eigenen Standort in der Gesellschaft wahrnehmen, sodass wir in einem zweiten Schritt die vielfältigen Perspektiven anderer anerkennen können. Die Offenheit gegenüber anderen Standpunkten kann uns auch helfen, Gott besser zu verstehen. Das heißt, nicht dass wir immer alle Meinungen akzeptieren müssen, aber weil Gott uns in Vielfalt geschaffen hat, spricht Gott auch auf vielfältige Weise zu uns. Wenn wir dieses geistliche Verständnis zugrunde legen, ist es umso wichtiger, offen für andere Stimmen und Erfahrungen zu sein. Wir sind nicht ohne Hoffnung, weil wir zusammen Gott durch Christus folgen und zusammen den Leib Christi bilden. »Gott jedoch hat unseren Leib so zusammengefügt, dass er dem, was benachteiligt ist, besondere Ehre zukommen ließ, damit es im Leib nicht zu einem Zwiespalt komme, sondern die Glieder in gleicher Weise füreinander besorgt seien. Leidet nun ein Glied, so leiden alle Glieder mit, und wird ein Glied gewürdigt, so freuen sich alle Glieder mit.« (1. Korinther 12, 24–26) /

Ryan White

arbeitet zusammen mit seiner Frau bei der Presbyterian Church (USA) und ist Pastor der Iranischen Presbyterianischen Gemeinde Berlins. Für Mission interessiert er sich seit der High School; für den Nahen Osten seit dem Studium am Fuller Theological Seminary und einem zweimonatigem Praktikum im Libanon.

Zwei Sprachen unter einem *Gemeindedach*

Die Französische Kirche zu Berlin

»Je louerai l'Eternel – Ich lobe meinen Gott« – abwechselnd Französisch und Deutsch schallt das Lob Gottes durch die Französische Friedrichstadtkirche. So ist es normalerweise. So wird es wieder sein, wenn das Singen keine Infektionsgefahr mehr darstellt und wenn die Friedrichstadtkirche nach dem Umbau wieder eröffnet wird. Normalerweise werden einmal im Monat deutsch-französische Gottesdienste am Gendarmenmarkt gefeiert. Die Französische Kirche zu Berlin ist einzigartig innerhalb der Landeskirche, aufgrund ihrer Zweisprachigkeit. Zweisprachig war sie jedoch nicht immer.

TEXT: MEIKE WAECHTER

Die Französische Kirche wurde 1672 gegründet. Mit heutigen Worten können wir von der ersten internationalen Gemeinde in Berlin sprechen. Nachdem der Protestantismus 1685 in Frankreich verboten wurde, wuchs die Gemeinde durch die Flüchtlinge, die aufgrund des Potsdamer Toleranzediktes nach Berlin strömten, stark an. Dabei galt sowohl für den Großen Kurfürsten, der das Edikt erlassen hatte, als auch für die Einwanderer selbst, dass »die Franzosen« unter sich bleiben sollten. Ihnen wurde erlaubt, die Angelegenheiten der Gemeinde selbst zu regeln und weiterhin Französisch zu sprechen, im Gottesdienst wie im Alltag.

Heute würden wir besorgt auf diese Parallelgesellschaft blicken. All das, was wir in und mit den Gemeinden anstreben – Integration, Dialog und ökumenische Begegnungen – spielte damals keine Rolle. Vermutlich sprachen die meisten Hugenotten erst ab der zweiten Generation im Alltag neben Französisch auch Deutsch. Aber es dauerte sehr lange, bis Deutsch zur Gemeindesprache der Französischen Kirche wurde. Erst 150 Jahre nach der Einwanderung begann man, einige Gottesdienste auf Deutsch zu feiern. Ab 1900 gab es immerhin noch einmal monatlich einen französischen Gottesdienst. 1914, mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges, wurde Französisch als Predigtsprache von den Kanzeln verbannt. Von einer internationalen Gemeinde konnte nun keine Rede mehr sein.

In den 1990er Jahren machte die Französische Kirche eine erneute Wandlung durch. Als die Alliierten 1994 Berlin verließen, war das auch das Ende

AU COMMENCEMENT ÉTAIT LA PAROLE, ET LA PAROLE ÉTAIT AVEC DIEU, ET LA PAROLE ÉTAIT DIEU.

JEAN 1.1

der französisch-protestantischen Militärgemeinde, die es seit 1945 in West-Berlin gegeben hatte. Es verließen jedoch nicht alle Menschen, die sich dieser Gemeinde zugehörig fühlten, die nunmehr ungeteilte Stadt. Als »Communauté protestante francophone de Berlin« fanden sie eine neue Bleibe unter dem Dach der Französischen Kirche. Seitdem werden wieder jeden Sonntag Gottesdienste in französischer Sprache gefeiert. Die neuerliche internationale Öffnung brachte Bewegung in die Gemeinde.

Heute ist die Französische Kirche eine Gemeinde mit einem deutschsprachigen und einem französischsprachigen Teil. Beide Gemeindeteile führen ihr eigenes Gemeindeleben, mit eigenen Gremien, Schwerpunkten und Herausforderungen. Trotzdem gibt es viele Berührungspunkte und die Bezeichnung Internationale Gemeinde passt besser denn je. Viele der deutschen Gemeindemitglieder sind sich ihrer hugenottischen Herkunft sehr bewusst; sie

UMBAU

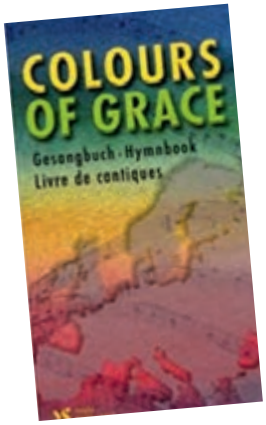
Die Französische Friedrichstadtkirche ist zurzeit wegen Umbaus geschlossen. Die deutschsprachigen Gottesdienste nach französisch-reformierter Ordnung werden im Moment in der St. Matthäus-Kirche am Kulturforum und im Coligny-Saal in Berlin-Halensee gefeiert. Dort finden auch die französischsprachigen Gottesdienste der Communauté protestante francophone und der deutsch-französische Gottesdienst am zweiten Sonntag im Monat statt.

Mehr Informationen

→ *https://www.franzoesische-kirche.de*

→ *http://www.communaute-protestante-berlin.de/*

Taufe und Konfirmation in der Französischen Gemeinde: Der zweisprachige Unterricht bringt Jugendliche zusammen.



können ihren Stammbaum bis in die französische Zeit zurückverfolgen. Zur Communauté gehören nur wenige französische Staatsbürger, jedoch viele frankophone Menschen aus der Schweiz, aus Kamerun, aus dem Kongo, von der Elfenbeinküste oder aus Madagaskar. Auch Menschen, deren Muttersprache weder Deutsch noch Französisch ist, fühlen sich hier aufgrund dieser Vielfalt wohl. Es ist nicht nur der monatliche zweisprachige Gottesdienst, der Menschen aus beiden Gemeindeteilen zusammenbringt. Kindergottesdienst, Konfirmandenunterricht, Mittagessen nach dem Gottesdienst, Gemeindefeste und vieles mehr wird gemeinsam organisiert. Vor allem für die zweisprachigen Kinder, die hier aufwachsen, bietet diese Gemeindeform eine Chance. Sie müssen sich nicht für eine der beiden Kulturen und Sprachen entscheiden, sondern erleben die Verbundenheit von Kultur und Sprache der Eltern und der Kultur und Sprache, mit der sie hier in Berlin aufwachsen, in einer Kirchengemeinde.

Das Gesangbuch, das die Französische Kirche für ihre zweisprachigen Gottesdienste nutzt, heißt »Colours of Grace«. Es enthält Lieder in 20 verschiedenen Sprachen. Es wäre schön, wenn – nach Corona – das Lob Gottes gemeinsam gesungen in vielen Sprache, durch viele Berliner Kirchen schallen würde: »Je louerai l'Eternel – Ich lobe meinen Gott – Praise, I will praise you, Lord – Ik will u loven, Heer«. So könnte die Französische Kirche ein Modell für die zukünftige Zusammenarbeit von deutschsprachigen und internationalen Gemeinden sein. Dort, wo sich verschiedene Gemeinden ein Kirchengebäude teilen, bieten sich Kooperationen an. Wie wäre es, einen gemeinsamen Chor Lieder aus unterschiedlichen Traditionen einüben zu lassen? Den Konfirmandenunterricht zusammen zu organisieren? Die Bibel in unterschiedlichen Sprachen gemeinsam zu lesen? Und dann natürlich der Gottesdienst: Hier spiegelt sich am besten wider, dass wir durch Christus miteinander verbunden sind – jenseits aller Sprachen oder Kulturen!

Meike Waechter

war, bevor sie Referentin für den Gemeindedienst im Berliner Missionswerk wurde, von 2007 bis 2019 Pfarrerin der Französischen Kirche. Die kulturelle und sprachliche Vielfalt hat sie immer als Bereicherung wahrgenommen.

»Die Begegnungen haben mich jedes Mal froh gemacht.«

Mit dem Direktor in der Bibel geblättert

Was bedeutet es für Sie, dass wir in Berlin so eine Fülle von Internationalen Gemeinden um uns haben?
CHRISTOF THEILEMANN: Ich sehe das als eine ungeheure Bereicherung für unsere ganze geographische Region. Dafür kann ich mich auf die große Einsicht des Paulus berufen: »… ihr seid alle durch den Glauben Gottes Kinder in Christus Jesus. … « (Galaterbrief 3,26ff.) Wir Christen sind eine große, weltweite Familie. Die Ökumene ist deshalb nicht nur etwas draußen in der weiten Welt. Sie ist eben auch bei uns verwurzelt. Die koreanische Han In-Gemeinde in Berlin-Moabit etwa gehört zur Presbyterian Church in the Republic of Korea, unserer koreanischen Partnerkirche. Die schwedische Victoria-Gemeinde in Berlin-Wilmersdorf steht uns sehr nahe. Denn unsere Landeskirche hat eine Partnerschaft zur Diözese Göteborg der Kirche von Schweden. Aber es geht ja nicht nur um die evangelischen Gemeinden. Wir freuen uns über die Geschwister aus den römisch-katholischen, aus den orthodoxen, methodistischen, baptistischen und pfingstkirchlichen Gemeinden. Die rum-orthodoxe und die syrisch-orthodoxe Gemeinde etwa haben Großes für die Integration vieler syrischer Geflüchteter geleistet. Diese Ökumene vor Ort ist leistungsfähig und stellt eine riesige Chance für alle Beteiligten dar!

Was können wir voneinander lernen, vor allem: Was können wir von den Internationalen Gemeinden lernen?
CHRISTOF THEILEMANN: Die Internationalen Gemeinden haben ein großes Potential. Es gilt, das für die Ökumene vor Ort zu heben. Bei diesen Gemeinden können wir Lebensfreude, tiefen Glauben, eine reiche Gebets- und Gottesdienstkultur, fantastische Musik, Tanz und ein wunderbares menschliches Miteinander erleben.

Möchten Sie ein Erlebnis, oder Erlebnisse, teilen, die sie in und mit Internationalen Gemeinden hatten?
CHRISTOF THEILEMANN: Ich hatte tolle Begegnungen mit ChristInnen aus der ghanaisch-pentekostalen Gemeinde, aus der anglikanisch-episkopalen, der japanischen, indonesischen, der griechisch-orthodoxen, der frankophonen protestantischen Gemeinde und mit vielen, vielen mehr. Da habe ich mich immer auch zu Hause gefühlt. Aber besonders bleibt mir in der Erinnerung, wie die Gemeinden des koreanischen Gemeindekonvents mit eigenen Chören, Solisten, Orchester und Dirigenten Händels Messias auf Englisch in St. Marien am Alexanderplatz aufgeführt haben. Das war ebenso unvergesslich wie der Kaffee unserer äthiopischen Geschwister oder die Begrüßung der Neuen im Gottesdienst der Chinesischen Christlichen Gemeinde oder der American Church Berlin. Diese Begegnungen haben mich jedes Mal froh gemacht! Ich möchte, dass wir diese Freude noch mehr teilen.

IMPFSTOFFE

Gegen globale Ungerechtigkeiten angehen

»Die Ungerechtigkeit der Verteilung von Impfstoffen auf Kosten der Armen dürfen wir nicht hinnehmen«: Zehn evangelische Missionswerke setzen sich für eine Aussetzung der Patentrechte auf Corona-Impfstoffe ein. Auch **Dr. Christof Theilemann,** Direktor des Berliner Missionswerkes, hat sich in der Runde der Missionswerks-Leitenden ausdrücklich dafür ausgesprochen. Die regionalen Missionswerke fordern gemeinsam mit dem Dachverband EMW die deutsche Regierung und die Europäische Union zudem auf, auf einer **gerechten Verteilung von Vakzinen** zu bestehen.

Mit großer Sorge beobachten die Werke die Situation in den Ländern ihrer Partner- und Mitgliedskirchen im Pazifik, Asien, Afrika und Lateinamerika, in denen die medizinische Versorgung den Auswirkungen des Virus keinen Einhalt gebieten kann. Die Patente, die von den Industrienationen angemeldet wurden, bedeuten für die Länder dieser Regionen eine große Benachteiligung beim Einkauf auf dem Weltmarkt. Es ist zu befürchten, so die Leitenden nach gemeinsamen Beratungen, dass unter den gegebenen Bedingungen es bis zu zwei Jahre dauern könne, bis in allen Ländern im globalen Süden genügend Impfungen durchgeführt werden können, um die Pandemie zu stoppen.

ÄTHIOPIEN

»Gewalt sofort beenden!«

Eine sofortige Beendigung der Gewalt in Äthiopien und sofortigen Zugang für humanitäre Hilfsgüter: Das fordert die Organisation **Religions for Peace** in einer Deklaration vom 9. März. »Die Situation wird immer katastrophaler. Millionen von Menschen sind ohne Nahrung, Wasser, Unterkunft und Medizin«, so die Schilderung der Lage vor Ort. Der Krieg in Tigray im Norden Äthiopiens, der im November 2020 ausbrach, hat mittlerweile die gesamte Region erfasst.

»Nach jüngsten Schätzungen der Oppositionsparteien in Tigray wurden mehr als 50.000 Menschen ermordet, mehrere Massaker von allen Kriegsparteien begangen und Tausende von Frauen vergewaltigt. Vor allem Soldaten der äthiopischen Regierung, eritreische Söldner wie auch Truppen aus der angrenzenden Region Amhara und aus dem Sudan haben unvorstellbares Leid über die Bevölkerung in Tigray gebracht«, so Afrika-Referent **Dr. Martin Frank.** Eine Stellungnahme der äthiopischen Partnerkirche Mekane Yesus zum Krieg in Tigray liegt bislang nicht vor.

Deklaration zum Krieg in Tigray

→ *https://www.berliner-missionswerk.de/aktuelles/?no_cache=1&tx_ttnews%5Btt_news%5D=1264*

EKBO

Hilfe für Geschwister in Not

Auf rund **97.000 Euro** beläuft sich in diesem Jahr die Ökumenische Mitarbeiterhilfe der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO), die das Berliner Missionswerk an mehrere Partnerkirchen weiterleitet. Seit zahlreichen Jahren spenden PfarrerInnen und Mitarbeitende der EKBO einen Teil ihres Gehalts, um Not leidende Geschwister in der Ferne zu unterstützen. Knapp die Hälfte der 2020 eingegangenen Spenden geht nach **Osteuropa;** außerdem werden PfarrerInnen in **Südafrika, Indien** und **Kuba** bedacht.

Mehr Information

→ *berliner-missionswerk.de/aktuelles*

MILLIONEN-AUFTRAG

Die Bagger sind da!

Mitten in der Pandemie ein Hoffnungsschimmer: Das bedeuten die neuen Baumaßnahmen in unserem Schulzentrum Talitha Kumi im Heiligen Land. »Wir sind sehr froh, dass wir Menschen in der Bethlehem-Region, die durch die Pandemie arbeitslos geworden sind, für anderthalb Jahre eine Beschäftigung anbieten können«, betont Direktor **Dr. Christof Theilemann.** Möglich werden die Arbeiten durch eine zweckgebundene Förderung des **Auswärtigen Amtes** in Höhe von rund **1,8 Millionen Euro.** Denn Talitha Kumi in Trägerschaft des Berliner Missionswerkes ist **Exzellente Deutsche Auslandschule.**

Das Schulzentrum erhält eine eigene Solar-Anlage – und verringert so seinen CO2-Fußabdruck. Zudem werden neue Klassenräume und eine Caféteria errichtet und das Wegesystem auf dem großen Gelände optimiert. Die Bauarbeiten werden ausschließlich durch zweckgebundene Fördermittel finanziert und helfen dabei, das Schulzentrum als modernen, lebendigen Ort der Bildung zur erhalten.

Die Lage Talitha Kumis auf einem Berg bei Beit Jala, nahe an der Grenze zwischen Israel und den palästinensischen Gebieten, stellt bis zum heutigen Tag für die Schule eine Herausforderung dar. Sie will Mittler sein: zwischen Geschichte und Gegenwart, zwischen den Angehörigen der monotheistischen Religionen im Heiligen Land, zwischen Israelis und Palästinensern. »**Bildungsarbeit ist hier Friedensarbeit«**, so Dr. Christof Theilemann. »Und in diesen schwierigen Zeiten sind die Baumaßnahmen zugleich ein wichtiges Signal für die Familien, das ihnen zeigt, dass wir auch künftig an ihrer Seite sind!«

Mehr Informationen:
→ *talithakumi.org*

ERFOLG

Jetzt online: Berliner Missionsgeschichte seit 1828

112 Jahrgänge Missionsberichte, 26 Jahrgänge »Der Ruf«, 31 Jahrgänge »mission«: Wer sich in den Publikationen des Berliner Missionswerkes und seiner Vorläufer über deren Geschichte informieren will, kann dies ab sofort online tun. Auf über 50.000 Seiten berichten Mitarbeitende der Berliner Mission von ihren Erfahrungen, ihrem Glauben und ihrer Arbeit in Übersee – von 1828 bis ins 21. Jahrhundert. Anfangs aus Südafrika, dann aus China, später auch aus Ostafrika – Geschichte(n) aus erster Hand und nicht nur für MissionswissenschaftlerInnen eine herausragende Quelle. »Gerade heute, wo die christliche Mission und ihre Geschichte intensiv diskutiert werden, ist uns dieser **offene Umgang mit unserer Vergangenheit** ein besonderes Anliegen«, betont Direktor **Dr. Christof Theilemann.**

»Wir ermöglichen damit einen umfassenden Einblick in das Missionsleben und die Missionsarbeit seit der ersten Entsendung 1834«, so **René Helbig,** Leiter der Landeskirchlichen Bibliothek und zuständig für die Digitalisierung. »Bis vor kurzem mussten Wissenschaftlerinnen aus Ostasien oder Südafrika nach Berlin kommen, wenn sie die Geschichte der Mission in ihrer Heimat erforschen wollten«, erinnert sich Helbig, »nun können wir WissenschaftlerInnen und allen Interessierten im Aus- und Inland dieses **umfassende digitale Angebot** machen«. Ihm sei keine andere Einrichtung bekannt, die online über diese Gesamtheit der Berichte, sei es Print oder Digital, verfügt, so Helbig weiter.

Übersicht
→ *bibliotheken-ekbo.de/bestaende/digitalisierungen.html*

KAMPAGNE

Jüdisch-christliche Beziehungen

Die einjährige Kampagne **#beziehungsweise – jüdisch und christlich: näher als du denkst** setzt ein Zeichen gegen Antisemitismus und regt an, die enge Verbundenheit des Christentums mit dem Judentum zu erkunden. In respektvoller christlicher Bezugnahme auf das vielfältige und reiche jüdische Leben will die Kampagne mit Plakaten und Veranstaltungen dem Antisemitismus begegnen. #beziehungsweise ist im Januar gestartet und versteht sich auch als ein Beitrag zum Festjahr 2021 **1700 Jahre Jüdisches Leben** in Deutschland. Mitinitiator der Kampagne ist **Dr. Andreas Goetze,** Pfarrer für den interreligiösen Dialog. Er wünscht sich, »dass sich viele Menschen mit den reichhaltigen jüdisch-christlichen Beziehungen beschäftigen«.

Das Stichwort »beziehungsweise« betont die Geschwisterlichkeit beider Religionen, ohne das Judentum fürs Christentum vereinnahmen zu wollen. Die unterschiedlichen Traditionen kommen auf je ihre Weise zu Wort. Die Kampagne stellt jüdische und christliche Beiträge zu verschiedenen Themen zur Verfügung, die für Gemeindebriefe und Informationsveranstaltungen ebenso wie für den Unterricht geeignet sind. Begleitet wird die Kampagne von zwei Online-Gesprächsreihen **Jüdisch trifft christlich** (jeden zweiten Mittwoch im Monat) sowie: **Gelehrte im Gespräch** (jeden dritten Dienstag im Monat).

Kampagne Online

→ *juedisch-beziehungsweise-christlich.de*

→ *ekbo.de/beziehungsweise*

IMPULSPAPIER

Missionarisch weiterarbeiten

»Unsere Aufgabe ist es, den Menschen das Evangelium nahezubringen«: Dafür wirbt das neue Impulspapier für die missionarische Weiterarbeit. Sperriger Titel, klare Botschaft: Mutig und fröhlich die Frohe Botschaft verkündigen und für unsere Kirche werben.

»Nicht wir bringen den Glauben hervor. Das bewirkt allein Gott der Heilige Geist. Dazu brauchen wir ein neues gemeinsames missionarisches Bewusstsein«, so **Michaela Fröhling,** Pfarrerin für den Missionarischen Dienst und Mitverfasserin des Papiers. Das Impulspapier – wesentlich von ihr und Direktor **Dr. Christof Theilemann** erarbeitet – wurde auf der Herbsttagung der Landessynode der EKBO im Oktober 2020 einstimmig beschlossen. Es soll innerhalb der Landeskirche, in den Einrichtungen, Kirchenkreisen und Gemeinden bekannt gemacht werden, um es in der Praxis weiterzuentwickeln.

Impulspapier (PDF)

→ *ekbo.de/glaube/kirche-mit-mission.html*

TANSANIA

Angst vor Viren-Mutation

»Unser Land ist keine Insel«: Eindringlich warnen **Fredrick Onael Shoo,** der Leitende Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Tansania (ELCT), und der katholische Erzbischof **Gervas Nyaisonga** vor der Verbreitung des Corona-Virus in Tansania. Nyaisonga sprachen in einem Hirtenwort im Februar deutlich von »vermehrten Todesfällen« im Land. Während die tansanische Regierung die Corona-Pandemie ignorierte, befürchteten ExpertInnen, dass die Mutante aus Südafrika das Land erfasst hat. Am 14. März stufte das Robert-Koch-Institut ganz Tansania als Hochinzidenzgebiet ein. Tansania selbst hat seit Mai 2020 keine offiziellen Corona-Fallzahlen mehr veröffentlicht.

Mitte März wurde der **Tod von Präsident Magufuli** bekannt. Er war wochenlang förmlich verschwunden, was Spekulationen nährte, dass er sich mit COVID-19 angesteckt habe und nun in einem Krankenhaus im Ausland weile. An Kommentaren in den sozialen Medien dazu mangelte es nicht, war er doch weltweit dasjenige Staatsoberhaupt neben Bolsonaro und Trump, dass die Gefahr der Pandemie stets herunter gespielt hatte. Seinen Landsleuten hatte er statt hygienischer Maßnahmen Kräuter und Gebete empfohlen.

SPENDEN 2020

Erfolgreich für Bedürftige weltweit

Hier haben Sie geholfen!

Unser Werk schaut auf ein **Super-Spendenjahr** zurück: Rund 1,5 Millionen Euro an Einzelspenden gingen 2020 ein. Somit konnte ein **Plus von 15,5 Prozent** im Vergleich zum Vorjahr erzielt werden – und dieser Spendenerfolg kommt bedürftigen Menschen weltweit zugute: Vor allem im Kampf gegen Corona und gegen die Auswirkungen des harten Lockdowns konnten wir unsere Partnerkirchen und -organisationen unterstützen. **Ein herzliches DANKE an alle Spenderinnen und Spender!**

Ein Wermutstropfen: Die Kollekteneinnahmen gingen 2020 zurück, da viele Gottesdienste ausfielen oder in digitaler Form stattfanden. »Umso dankbarer sind wir unseren treuen Unterstützerinnen und Unterstützern, dass sie gerade im Corona-Jahr eine so große Hilfsbereitschaft und Solidarität bewiesen, obwohl manche vielleicht selbst finanzielle Sorgen hatten«, betont Direktor **Dr. Christof Theilemann.** »So konnten wir weltweit gezielt helfen!«
Der Dank des Werkes gilt auch der Ev. Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO), die für einige der ausgefallenen Kollekten eine Kompensationszahlung leistete: So wurden Talitha Kumi und die Arbeitsbereiche Interreligiöser Dialog und Missionarischer Dienst von der EKBO unterstützt. Auch das Auswärtige Amt ließ der »Exzellenten Deutschen Auslandsschule Talitha Kumi« zusätzliche Mittel zukommen.

Mehr Information
→ *berliner-missionswerk.de/aktuelles*

JAPAN

Fukushima: Das Leiden geht weiter

Erdbeben, Tsunami, Reaktorkatastrophe – am 11. März 2011 reihten sich in Japan **drei Katastrophen** aneinander. Die materiellen Schäden durch Beben und Tsunami konnten weitestgehend behoben werden, die Folgen der Nuklearkatastrophe jedoch sind längst noch nicht überwunden. Die Havarie hatte gravierende gesundheitliche, ökologische, soziale und gesellschaftliche Konsequenzen. Bis heute. »Unsere Geschwister in Japan tragen eine schwere Last«, so **Barbara Deml,** stellvertretende Direktorin und Ostasienreferentin unseres Werkes. Aus Anlass des Fukushima-Jahrestages hat der Ostasienbeirat eine **Fürbitte** verfasst. »Die Böden sind verseucht, die Infrastruktur ist am Boden, die Lebensgrundlagen entzogen. Die Angst vor einer erneuten Havarie in einem der Atomkraftwerke ist groß. Immer wieder tritt Kühlwasser aus dem vor zehn Jahren havarierten AKW ins Meer«, heißt es darin.

Zum Fürbittgebet (PDF)
→ *mission-weltweit.de/de/publikationen/aktuelles/fukushima-10-jahre-danach.html*

TALITHA KUMI

Licht und dunkle Schatten

Wie ein dunkler Schatten liegt die COVID-19-Pandemie über der Region Bethlehem im Heiligen Land. **Pandemie und Lockdown** haben die wirtschaftlich stark auf Tourismus angewiesene Region schwer getroffen. So hat sich die finanzielle Situation vieler Familien im letzten Jahr massiv verschlechtert; viele Menschen haben ihre Arbeitsplätze verloren. Auch **Talitha Kumi,** unser Schulzentrum vor Ort, hat mit großen **finanziellen Einschnitten** zu kämpfen. Zudem wurden im März mehrere Kinder positiv auf COVID-19 getestet. Schule und Kindergarten mussten ihre vorübergehende Schließung bekannt geben.

Und: Die Schulgebühren, die die Eltern zurzeit aufbringen, bleiben weit hinter dem Notwendigen zurück. Und wann das Gästehaus seinen Betrieb wieder aufnehmen kann, ist angesichts weltweit hoher Infektionszahlen völlig ungewiss.

Davon lassen sich die Schülerinnen und Schüler, die Lehrkräfte und Schulangestellten in Talitha Kumi nicht unterkriegen. Mit einer großen Portion Kreativität und festem Zusammenhalt schenkt sich die gesamte Schulfamilie gegenseitig **Halt und Zuversicht** in dieser unsicheren Zeit.

Bitte unterstützen Sie Talitha Kumi, die Schülerinnen und Schüler sowie all die kreativen Projekte der Schulfamilie mit einer Spende und helfen Sie mit, **diese einzigartige Schule sicher durch die Pandemie zu geleiten.**

Hier erleben Sie den Schulchor im Video (4:41 min.)
→ *youtube.com/watch?v=ywMq6JKrjv8*

Hier können Sie sicher online spenden
→ *berliner-missionswerk.de/spenden-helfen*

RELIGIONSFREIHEIT

Dr. Patrick Schnabel im Bundestag

Die weltweite Lage der Religionsfreiheit war am 14. April 2021 Gegenstand einer öffentlichen Anhörung des Ausschusses für Menschenrechte und humanitäre Hilfe. Als Sachverständiger eingeladen war **Dr. Patrick R. Schnabel,** Referent im Berliner Missionswerk und Menschenrechtsbeauftragter der EKBO. »Religion ist gerade außerhalb Europas eine **gesellschaftsprägende Realität** mit erheblichen Einfluss«, so Dr. Schnabel in seinem Statement, »deshalb ist es wichtig, diejenigen innerhalb der Gemeinschaft zu stärken, die für **Toleranz und Dialog** eintreten und das Entwicklungs-friedensfördernde Potenzial der Religion heben können«.

Das Video der Sitzung können Sie sich hier ansehen:
→ *dbtg.tv/cvid/7511663*
(Dr. Schnabel Statement ist von 30.00 bis 35:00 zu hören)

Den 2. Bericht der Bundesregierung zum Thema unter

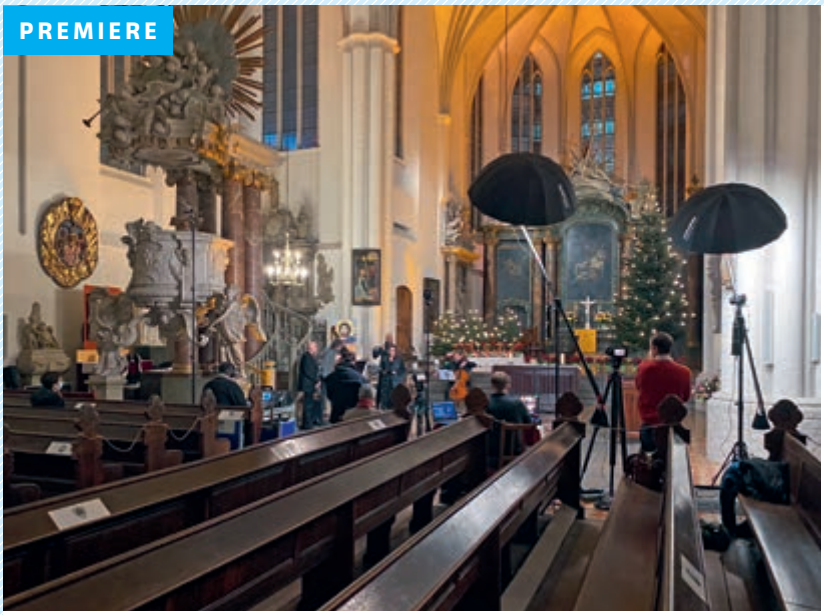
→ *berliner-missionswerk.de*

ABSCHIED

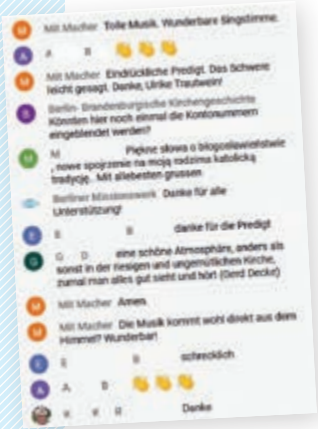
Hans Luther, Direktor der Wiedervereinigung, verstorben

Am 19. April 2021 verstarb **Hans Luther** kurz nach der Vollendung seines 86. Lebensjahres. Er war von **1987 bis 1998** Direktor des Berliner Missionswerkes – zunächst bis 1991 in West-Berlin, danach leitete er das wiedervereinte Berliner Missionswerk. »Hans Luther hat Großes für unser Werk und unsere Kirche geleistet«, so Direktor **Dr. Christof Theilemann** in seinem Kondolenzschreiben an die Familie, »und das in einer nicht leicht zu bewältigenden Umbruchszeit«. Das Berliner Missionswerk sei sehr dankbar für dieses Wirken, so Dr. Theilemann weiter.

PREMIERE



Epiphanias: Mehr als 600 bei Gottesdienst dabei



»Musik wie aus dem Himmel!«, »sehr gute Predigt«, »wunderbare Atmosphäre!« – so oder ähnlich lauteten die begeisterten Kommentare, die uns zum **Epiphanias-Gottesdienst** in der Berliner Marienkirche erreichten. Das Besondere – und für das Berliner Missionswerk ganz Neue – daran: Der Gottesdienst fand aus Pandemiegründen ohne BesucherInnen, aber dafür im Livestream statt. Mehr als **600 ZuschauerInnen** verfolgten ihn live oder zeitversetzt auf dem YouTube-Kanal.

»Angesichts der steigenden Infektionszahlen und des erneuten Lockdowns war es nicht verantwortbar, den Gottesdienst an diesem Tag in der geplanten Form zu feiern«, betont Direktor **Dr. Christof Theilemann.** Mit Gottesdienst und Empfang zu Epiphanias starten das Berliner Missionswerk und die Gossner Mission traditionell gemeinsam ins neue Jahr – mit vielen Gästen.

Unser Dank gilt der Berliner Regionalbischöfin **Ulrike Trautwein** (Foto), die kurzfristig für die Predigt einsprang, dem Berliner Jazz Ensemble Blue Church und dem Kamera-Team um Matthias Kindler.

Zu unserem YouTube-Kanal:

→ *youtube/BerlinerMissionswerk.com*

Direkt zum Video des Epiphanias-Gottesdienstes:

→ *bit.ly/3xnF3E8*

JAHRESBERICHT 2020

Die Welt im Zeichen der Pandemie

Der neue **Jahresbericht 2020** ist da. Mit Berichten aus einem Jahr, das weltweit im Zeichen der Pandemie stand. Das wirkte sich auch auf die Arbeit des Berliner Missionswerkes aus. Vor allem die Menschen in den Ländern des globalen Südens waren betroffen – und sind es bis heute: Für viele trat neben die Angst vor der Krankheit auch die Angst vor dem Hunger. Das Berliner Missionswerk stand in diesem schwierigen Jahr an der Seite unserer weltweiten Partner. Vielerorts konnten wir helfen – dank Ihrer Hilfe. Davon ist in diesem Jahresbericht zu lesen.

Jahresbericht 2020 kostenfrei bestellen:

→ *Bei Beate Neuenburg, Tel. 030/24344-193 oder per E-Mail unter*

✉ *b.neuenburg@bmw.ekbo.de*

Oder Sie können sich den Bericht als PDF herunterladen:

→ *berliner-missionswerk.de/service/publikationen*

Gemeinsam Zukunft schaffen

Ökumenische Partnerschaften in Zeiten der Pandemie

»Ohne echte Begegnung funktioniert Partnerschaft nicht«, darüber sind sich viele Ehrenamtliche in ökumenischen Partnerschaftsgruppen und Hauptamtliche in Missions- und Hilfswerken einig. Die Pandemie rüttelt an den Grundfesten weltweiter ökumenischer Partnerschaftsarbeit.

TEXT UND FOTOS: MARTIN FRANK

Seit meiner Kindheit fasziniert mich der Roman »Der 35. Mai« von Erich Kästner. Dort spaziert der Apotheker Ringelhuth mit seinem Neffen Konrad und einem Pferd auf Rollschuhen durch einen Dielenschrank und kommt in der Südsee wieder heraus. Waren wir nicht seit Erscheinen des Romans im Jahre 1931 dieser schnellen und bequemen Form des Reisens immer nähergekommen? Corona hat nun den Schrank auf lange Zeit vernagelt und uns stattdessen einen Computer mit Bildschirm in unsere Homeoffices gestellt. Von dort aus fantasieren wir über die Welt, kommen aber beim Reisen nicht mehr aus der Wohnung hinaus.

Es schmerzt mich, dass wir uns, während diese Pandemie andauert, nicht mehr gegenseitig besuchen können. Ich vermisse das Glücksgefühl, mit den Gastgebenden mitten im Dorf in Südtansania zu sitzen und mit den vorbeischlendernden Jugendlichen ins Gespräch zu kommen, während der Pickup repariert wird. Ich sehne mich nach der Warmherzigkeit der Partner. Da kommt einer extra mit dem Motorrad in meiner kleinen Absteige irgendwo in Ostafrika vorbei, um mir einen Nescafé mit Kanne und Zuckerdose im Weidenkorb vorbeizubringen.

Mir fehlen die vertrauten Gespräche, während wir etwa in den äthiopischen Bergen unterwegs sind. Und ich brauche umgekehrt die Kommentare der Gäste aus Übersee und ihren unbefangenen Blick, wenn wir hier bei uns in der Bernauer Straße vor den Resten der Berliner Mauer stehen oder auf ihren Wunsch hin vergeblich das Gebäude suchen, in dem 1884/85 die sogenannte Kongokonferenz tagte, auf der die Aufteilung Afrikas in Kolonien besiegelt wurde. Wie wohltuend irritierend ist so ein Gottesdienst in Berlin-Wedding, in dem der Gast aus Südafrika den Predigttext nicht psychosozial auslegt, sondern schlicht die Wundertaten Jesu preist.

Kurzum, die partnerschaftlichen Begegnungen, die wir mittlerweile hilflos »face to face« oder »physisch« nennen, sind durch nichts zu ersetzen. Unser Partnerschaftsbeauftragter im Berliner Missionswerk, Uwe Zimmermann, der seit 30 Jahren im Geschäft ist, konstatiert lapidar: »Ohne Begegnung funktioniert Partnerschaft nicht.«

Partnerschaft per Zoom: Der Autor im Gespräch mit Orkaido Olte. Olte leitet die Enwicklungsabteilung der Mekane Yesus Kirche im Süden Äthiopiens, South West Synod in Arba Minch – und ist verantwortlich für die Wasserprojekte, die mithilfe des Kirchenkreises Berlin Nord-Ost und Brot für die Welt unterstützt werden.

Und nun wird geimpft. Aber ein Ende der Pandemie ist noch nicht abzusehen. Die internationalen Handels- und Reisewege sind wahrscheinlich über Jahre hinweg empfindlich gestört, ganz zu schweigen von den unermesslichen ökonomischen Folgen. Die internationale Ökumene hat sich im vergangenen Jahr nach Kräften bemüht, sich auf das Virus einzustellen. Ich habe diese Anpassung in verschiedenen Phasen erlebt.

Vielerorts waren die Folgen der teils strengen und mancherorts völlig unverhältnismäßigen Lockdowns (wie in Südafrika) für die Bevölkerung anfangs weitaus schlimmer als die Pandemie selbst. Viele Partnerkirchen verloren durch die verminderte oder ganz ausfallende Kollekte ihre Haupteinnahmequelle. Die Gehälter für kirchliches Personal in Kirchen und Schulen konnten nicht mehr gezahlt werden. Alle nördlichen Missionswerke reagierten in dieser ersten Zeit auf die Not der Partnerkirchen mit schnell eingerichteten Notfonds, unbürokratischen Hilfen und rückten selber zusammen. So konnten etwa in Äthiopien Masken verteilt werden, Desinfektionsmittelspender wurden an den Kirchentüren installiert, Lautsprecherwagen fuhren durch die Stadt, manchmal wurden auch vorübergehend Gehälter gezahlt.

In einer zweiten Phase folgte die Freude, dass digitale Techniken wie Zoom oder Skype ein gewisses Maß an Begegnung zwischen uns ermöglichen. Auch die kirchliche Mittelschicht in Äthiopien oder im Südlichen Afrika saß im Homeoffice. Wir sahen staunend in fremde Büros oder Wohnzimmer und intensivierten unseren Austausch und das Beten füreinander: »Wie geht es Euch in Berlin? Wie kommt Ihr klar?« Wir erlebten, dass wir auch im Norden verwundbar sind und vielfach ratloser als unsere Geschwister im Süden, ob und wie wir die Pandemie besiegen können.

Zumindest der afrikanische Kontinent scheint bis jetzt die Krise besser gemeistert zu haben: »Afrika ist von der Hauptlast der Pandemie verschont geblieben, was diejenigen enttäuscht, die glauben, dass alle Katastrophen immer entweder in Afrika beginnen oder Afrika definitiv am schlimmsten treffen müssen«, schrieb Fidon Mwombeki, Generalsekretär des Allafrikanischen Kirchenrats.

LiteraturTipp

JAHRBUCH MISSION 2021: ONLINE DURCH DIE PANDEMIE

Missionshilfe-Verlag, 11,80 Euro.

Mehr Informationen
→ *demh.de*

Die Katastrophe geschah weltweit, nicht nur auf den Süden begrenzt, auch wenn wir natürlich je nach Land, Einkommensverhältnissen und Versicherungssystem sehr unterschiedlich betroffen sind.

Spätestens bei der zweiten Welle der Pandemie im dunklen europäischen Herbst und Winter folgte unter uns schließlich die Phase der Ernüchterung. Finanziell stehen wir nun alle, ob im Süden, Norden oder Osten, unter noch höherem Druck. Die Kirchen im Norden müssen sowieso erhebliche Einsparungen vornehmen, die durch Corona noch verstärkt werden und auch die Missionswerke und Gemeindepartnerschaften schon erreicht haben. Sie betreffen zumindest unsere Entwicklungszusammenarbeit unmittelbar, auch wenn wir in den ersten Monaten der Pandemie eine große Spendenbereitschaft erlebten.

Kann uns die gepriesene digitale Technik, die nun die Begegnung in den Partnerschaften ersetzt, auf Dauer nutzen? Für kleinere Treffen ist die Erfahrung durchaus erfreulich, dass diejenigen unter uns, die aus den Städten kommen oder einen guten Handyvertrag haben, ohne viel Aufwand mit am elektronischen Tisch sitzen. Aber Zoom-Meetings ermöglichen – zumindest bei großen Konferenzen – kein echtes ökumenisches Beisammensein, denn das besteht im Grunde doch vor allem aus den vertrauten Gesprächen zwischendurch.

Ich finde die virtuellen Treffen, bei denen man sich nun seit mehr als einem Jahr aus kleinen Bilderrahmen heraus steif anschaut, zermürbend. Und die hybride Form – einige sind präsent, andere digital dabei – tötet Kommunikation manchmal sogar ab.

Genug geklagt! Es spielt auf Dauer keine Rolle, wie erfolgreich die neuen Medien uns dabei helfen, fehlende Begegnungen in Pandemiezeiten zu kompensieren. Möglicherweise leiden die meisten ökumenischen Partnerschaften unter dem fehlenden direkten Austausch gar nicht so übermäßig, wie ich mir das vorstelle. Ich widerspreche dem Theologen Günter Thomas jedenfalls, der in einem klugen Aufsatz über Corona meinte: »Gegenläufig zu den Träumen der politischen, kulturellen und religiösen Kosmopoliten macht die Krise leider unbarmherzig klar: Solidargemeinschaften sind begrenzte Gemeinschaften.«

Nein, Partnerschaften sind als Solidargemeinschaften nicht unbedingt begrenzt und egoistisch. Der ferne Nächste ist uns schon lange bekannt, Corona hin oder her. Ich habe viel Kreativität beobachtet, mit der wir als weltweite kirchliche Gemeinschaft in Krisenzeiten wie dieser solidarisch agiert haben. Wir haben ja schließlich eine gemeinsame Geschichte, die oft Jahrhunderte zurückreicht und bis heute versucht, aus der unheiligen Verstrickung der Missionsarbeit mit Kolonialismus und Imperialismus herauszuwachsen. Die bekannten Probleme jeder Partnerschaftsarbeit wie das fortwährende Machtgefälle zwischen uns, die Besserwisserei oder die einseitige Konzentration auf Projektarbeit haben sich durch die Katastrophe nicht aufgelöst, vielleicht im Zuge der Nothilfe sogar verfestigt. Denn die enge Allianz zwischen »Afrika« und unseren fortwährenden Hilfsprogrammen wird besonders in Notzeiten als alternativlos dargestellt; so bestätigt sich einmal mehr unser altes Klischee vom bedürftigen Kontinent.

Die Humboldt-Universität zu Berlin hatte im Rahmen eines Forschungsprogramms Mitte 2020 religiöse Leiterinnen und Leiter aus Europa, dem Mittleren Osten und Afrika befragt, wie Corona ihre Gemeinden betroffen hat und wie sie versucht haben, darauf zu reagieren. Über 200 Reaktionen kamen aus 27 Ländern, darunter knapp 60 aus afrikanischen Ländern. Die drängendste Herausforderung auf die Pandemie sahen alle Regionen in wirtschaftlichen Belangen. Die Bedrohung durch Armut wurde allerdings in afrikanischen und nahöstlichen Gemeinschaften als viel gravierender angesehen als in Europa. Die europäischen Befragten ihrerseits stuften psychosoziale Herausforderungen inklusive der Gefahr, den Glauben zu verlieren, höher ein. Bei der Frage »Wie habt Ihr auf die Pandemie reagiert?«, waren sich alle religiösen Gemeinschaften in den

Zu Besuch in Dembi Dollo.

drei Regionen, wenn auch mit regionalen Abweichungen, einig: »preach, pray, feed, pay.«

Corona hat manche Vorurteile in Nord und Süd durcheinandergebracht. Vielleicht hat sich die Wahrnehmung, was Kirche ausmacht, in manchen Partnerschaften durch sie wohltuend verschoben Aber warum sollte diese Krise bei den Partnern im Süden stärker zu Glaubensverlust führen als all die Pandemien, die Armut in den Townships und die Gewalt in den Häusern, die es schon vor Corona gab? Einsamkeit dagegen war und ist mehr ein großes Problem unserer postindustriellen Gesellschaften im Norden.

Die drängendste Herausforderung aber besteht nach wie vor darin, für uns alle Zukunft zu sichern. Was für uns und unsere Geschwister gemeinsam relevant ist und sich in dringenden Aufgaben niederschlägt, drückt die Berliner Studie in ihrem Resümee sachlich aus: Es sei die »Hoffnung auf wachsende soziale und ökonomische Gerechtigkeit, auf internationale Kooperation und auf die Erneuerung der Schöpfung nach der Pandemie«. An dieser Hoffnung hat sich nichts geändert, sie bestimmt seit Jahrzehnten die ökumenische Bewegung.

Für mich ist die Pandemie auch ein als Katalysator. Katalysator bedeutet »Herbeiführung, Beschleunigung oder Verlangsamung einer Stoffumsetzung«. Wir haben durch die Pandemie den digitalen ökumenischen Austausch herbeigeführt. Vor einem Jahr hätte ich zum Beispiel nicht damit gerechnet, dass durch Digitalisierung eine neue Partnerschaft zwischen einer Pop-Akademie in Berlin und der School of (Jazz-) Music der Mekane Yesus Kirche in Addis Abeba entsteht, bei der ein Gesangsprofessor aus Berlin Stimmübungen mit äthiopischen Studierenden auf der Leinwand macht und die Kollegenschaft sich über Lehrmethoden austauscht.

Schon auf einer Tübinger Konferenz 1964 entwickelten Mitglieder der ökumenischen Weltgemeinschaft Grundsätze eines gemeinsamen christlichen Heilungs- und Entwicklungsauftrags, darauf wies die Bochumer Theologin Claudia Jahnel kürzlich hin. Sie sahen die große kirchliche Aufgabe für die Zukunft des Planeten im Spannungsfeld zwischen »Heil und Heilung«. Heilung wurde dabei nicht auf körperliche Prozesse beschränkt, sondern als relationales Geschehen gesehen, das soziale Beziehungen und das solidarische Einstehen füreinander umfasst. Heilung wurde laut Jahnel damit als Aufgabe von Gemeinde und Gesellschaft verstanden und nicht von dafür bestimmten ExpertInnen, »lokal, global, grenzüberschreitend und dezentrierend, weil es um die Vulnerabilität der Einen Welt« gehe. Die Pandemie hat unseren Auftrag verdichtet, uns mit unseren Partnern auf allen kirchlichen Ebenen für eine gemeinsame (keine westliche!) Zukunft einzusetzen, die beides umfasst: die unverfügbare Sehnsucht nach Heil und die gemeinsame Verantwortung für Heilung auf dieser so ungeheuer verletzlichen Erde.

Ja, ich bin hin- und hergerissen: Einerseits kann ich es kaum erwarten, wieder reisen zu dürfen. Der Schrank, der wie bei Kästner in die direkte Begegnung führt, ist vernagelt. Die Unsicherheit beim Reisen wird noch lange bleiben. Andererseits merke ich, dass ich mich mit den Geschwistern im Süden mehr und mehr im Digitalen einrichte. Wir sind durch die Pandemie notgedrungen im virtuellen Raum unterwegs. Richten wir uns angesichts unserer Verletzlichkeit mehr im Digitalen ein, als uns lieb ist? Der Stoff aber, den wir, durch die Pandemie katalytisch beschleunigt, umsetzen müssen, ist sicher gleichgeblieben: Es ist der Stoff, gemeinsam Zukunft zu schaffen. /

Unersetzlich: Begegnung am Straßenrand, auf der Fahrt nach Dembi Dollo.

Dr. Martin Frank

ist seit 2017 Afrikareferent des Berliner Missionswerkes. Zuvor leitete er neun Jahre lang den Dienst für Mission, Ökumene und Entwicklung der Evangelischen Landeskirche in Württemberg. Der vorliegende Beitrag ist die gekürzte Fassung eines Artikels für das EMW-Jahrbuch 2021.

Verbindlich, *weltweit!*

Lieferkettengesetz: Menschenrechte endlich besser schützen

In edlen Pralinen kann Kinderarbeit stecken. Und teure Jeans könnten aus fernen Fabriken ohne Brandschutz stammen. Nicht selten stehen Menschenrechtsverletzungen am Anfang internationaler Lieferketten. Die »Initiative Lieferkettengesetz« fordert daher seit langem, deutsche Unternehmen gesetzlich zur Einhaltung von Menschenrechts- und Umweltstandards zu verpflichten. Die Einigung des Bundeskabinetts macht den Weg frei.

TEXT: PATRICK R. SCHNABEL

Nach zähem Ringen und langen Blockaden hat sich das Bundeskabinett im Februar auf einen Entwurf für ein »Sorgfaltspflichtengesetz« verständigt. Passend dazu stellte die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) ihr Impulspapier »Verantwortung in globalen Lieferketten. Ihre menschenrechtliche und sozial-ökologische Gestaltung aus evangelischer Perspektive« vor.

Nach Schätzungen des Kinderhilfswerks der Vereinten Nationen, UNICEF, gibt es weltweit 152 Millionen Kinderarbeiter – also Kinder, die unter Verletzung internationalen Rechts ihrer Bildungs- und Zukunftschancen beraubt und ausgebeutet werden. 73 Millionen von ihnen arbeiten unter gefährlichen Bedingungen, z. B. in Minen, und fast die Hälfte ist jünger als zwölf Jahre. Solche Kinderarbeit, wie sie etwa in der Gewinnung Seltener Erden für die Elektronikindustrie oder in der Kakao-Produktion für die Lebensmittelindustrie sehr verbreitet ist, steht nur beispielhaft für zahlreiche Menschenrechtsverletzungen, die sich gerade am Anfang internationaler Lieferketten einer globalisierten Weltwirtschaft zutragen. Wirkliche Wertschöpfung beginnt oft erst bei der Weiterverarbeitung von Rohstoffen in den Industrieländern, während Preise und Löhne der Produzenten gedrückt werden: zulasten von Mensch und Umwelt.

Deshalb fordern Kirchen und zahlreiche Nichtregierungsorganisationen seit langem, Unternehmen, die ihre Produkte in den Industrieländern auf den Markt bringen, auch in die Pflicht zu nehmen, wenigstens Mindeststandards bei den Produktionsbedingungen im Ausland zu gewährleisten. In den letzten zehn Jahren gab es hierzu viele Absichtserklärungen, etwa die UN-Leitprinzipien für Wirtschaft und Menschenrechte (2011) oder den deutschen Nationalen Aktionsplan Wirtschaft und Menschenrechte (2016). Die Bundesminister Gerd Müller (Entwicklung) und Hubertus Heil (Soziales) haben schon länger erkannt, dass das von Teilen der Wirtschaft favorisierte Prinzip freiwilliger Selbstverpflichtungen nur etwa ein Fünftel der Unternehmen zu mehr menschenrechtlicher Sorgfalt veranlasst. Allerdings hatte das Wirtschaftsministerium den Gesetzgebungsprozess bislang blockiert: Viele Unternehmen fürchten Wettbewerbsnachteile, wenn sie zur Einhaltung höherer Sozial- und Umweltstandards bei ihren Zulieferern gezwungen werden.

In den letzten Monaten haben sich jedoch immer mehr Menschen hinter den Forderungen der »Initiative Lieferkettengesetz« versammelt. Auch Bischof Dr. Christian Stäblein hat Anfang des Jahres an die Bundeskanzlerin geschrieben, um sich für eine Aufhebung der Blockade einzusetzen. Wäre das nicht zeitnah gelungen, könnte in dieser Legislaturperiode kein Gesetzgebungsverfahren mehr beginnen.

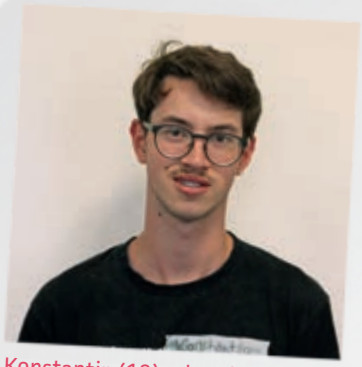
Die Einigung des Bundeskabinetts macht nun diesen Weg frei. Während auch die Kirchen den Durchbruch begrüßen, formiert sich berechtigter Widerstand gegen einige »Verwässerungen«, die am ursprünglichen Gesetzentwurf von Müller und Heil vorgenommen wurden. So sollen die Pflichten zunächst nur für Unternehmen mit mehr als 3000 Mitarbeitenden gelten, später dann für solche mit mehr als 1000. Auch sollen Menschen, gegen deren Rechte verstoßen wurde, nicht mehr vor deutschen Gerichten auf Schadenersatz klagen dürfen – stattdessen soll der Staat in solchen Fällen Bußgelder verhängen können. In diesen Fragen hoffen Kirchen und Zivilgesellschaft nun auf Nachbesserungen im parlamentarischen Prozess.

Neben den Bemühungen um ein deutsches Gesetz plant auch die EU-Kommission eine Regelung zu menschenrechtlichen Sorgfaltspflichten. Käme eine entsprechende Richtlinie, hätten die deutschen Unternehmen zumindest innereuropäisch gleiche Wettbewerbsbedingungen. Darauf hoffen nicht zuletzt die 20 Prozent der Firmen, die jetzt schon auf globale soziale Verantwortung setzen. Noch tun sie dies aus Überzeugung und für einen »guten Ruf«, riskieren aber Wettbewerbsnachteile. Auch viele Verbraucher beklagen, dass es im Alltag kaum möglich ist, bewusste Entscheidungen für verantwortliches Einkaufen zu treffen. Siegel gibt es viele, aber nicht alle sind wirklich aussagekräftig. So bleibt nur die Hoffnung, dass Mindeststandards bald durchgesetzt werden und Unternehmen für Verstöße haften müssen. /

Dr. Patrick R. Schnabel

ist Beauftragter für den Kirchlichen Entwicklungsdienst sowie Menschenrechtsbeauftragter der Evangelischen Kirche von Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO).

S. Maria dell'Anima im Kerzenschein.



Konstantin (19) schränkt seine Begegungen ein.

Frühmorgens zur Messe

Besondere Höhepunkte in meiner Gemeinde sind die Geburtstage von Menschen, die im Pfarrhaus leben oder arbeiten. Freuderfüllend ist es dann, wenn wir zusammen essen und singen und mal über arbeitsirrelevante Themen reden. Aber jetzt, da ein jeder aufgerufen ist, Deutsche wie Italiener, einen Beitrag zu leisten, damit sich COVID-19 nicht weiter ausbreiten kann, sind bei uns in der Gemeinde auch Risikofaktoren reduziert worden. Neben dem Wegfall der Chorproben oder der Treffen des Frauenvereins gibt es weder »Incontri«-Begegnungen im Pfarrgarten oder in der Sakristei nach dem Gottesdienst, noch Begegnungen im Rahmen des Offenen Pfarrhauses.

An meinen freien Tagen besuche ich häufig an der Piazza Navona die S. Maria dell'Anima, Kirche der deutschsprachigen Katholiken Roms. Hier können wir uns mit dem dortigen Freiwilligen austauschen – und freuten uns vor Weihnachten über die Einladung zu einer Rorate-Messe. Zuerst waren wir etwas abgeschreckt wegen der Uhrzeit, zu der diese besondere Adventstradition angeboten wird. Aber schließlich schafften wir es dann doch, rechtzeitig um fünf Uhr morgens aufzustehen, um pünktlich um sechs Uhr in der Kirchenbank zu sitzen. Und dann zu staunen, wie viele andere ebenfalls vor dem Erwachen der Stadt den Weg durch die leeren und klammen Straßen gefunden hatten. Das Besondere waren hunderte Teelichter, die anstatt der Kirchenleuchter für eine magische Atmosphäre sorgten, bei der einem teilweise sogar etwas unheimlich zumute war. Zum Schluss der Zelebration wurde dann die festliche Kirchenbeleuchtung Stück für Stück eingeschaltet, was neben der Wirkung der Erleuchtung mich erneut ins Staunen versetzte. Als wir die Kirche verließen, brach der Tag an, und auf uns wartete das zuckrige Weihnachtsfrühstück im heimischen Büro.

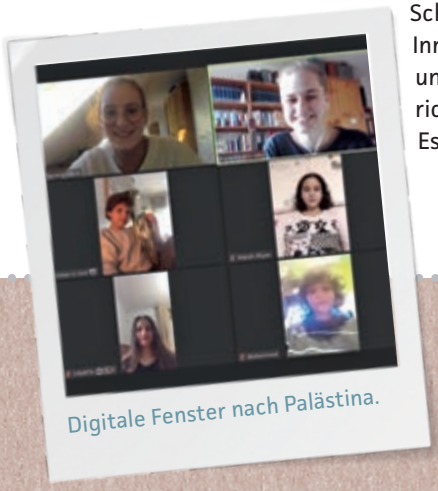
Konstantin, Rom

ROM

Digitale Fenster

Als Freiwillige bei »Brass for Peace« konnten wir wegen der Pandemie leider noch nicht nach Palästina ausreisen. Unser Freiwilligenjahr startete ganz anders als gedacht: Wir sitzen den ganzen Tag zuhause vor dem Computer. Unsere SchülerInnen haben wir beispielsweise über Facebook kennengelernt, über den Messenger organisieren wir den Unterricht. So schlossen wir die – ein oder andere – Bekanntschaft mit Familienmitgliedern, die – mehr oder weniger unfreiwillig – Teil des Zoom-Unterrichts wurden. Und saßen in mehr arabischen Wohnzimmern, als wir erwartet hatten. Es öffneten sich digitale Fenster in eine Welt, die wir so gerne live erleben würden. Denn wir wohnen immer noch zuhause. Trotz aller Einblicke in den palästinensischen Alltag ist es uns nicht möglich, ganz in die »Brass for Peace«-Arbeit einzutauchen.

Genauso wie in Deutschland leidet die Probenarbeit unter den Anti-Corona-Maßnahmen. Zum Glück kann uns Caro, eine ehemalige Freiwillige und jetzt Koordinatorin vor Ort, immer weiterhelfen. Außerdem bekommen wir auch noch Unterstützung von Ramiz, einem ehemaligen Schüler von »Brass for Peace«, der nun selbst einige SchülerInnen unterrichtet. Es ist



Digitale Fenster nach Palästina.

Tamar
gerne

TALITHA KUMI

schön zu sehen, dass die Arbeit von »Brass for Peace« so nachhaltig ist, dass sie jetzt trotz aller Widrigkeiten und fehlender Präsenz der Freiwilligen weitergeführt wird.

Denn trotz bisweilen nervenaufreibend schlechter Internetverbindungen sind viele SchülerInnen motiviert, ihre Instrumente aus den Koffern zu holen. Was bei einigen wohl auch schon etwas länger her ist: Am Anfang mussten beispielsweise viele Périnet-Ventile geölt werden. Aber wie sollten wir den SchülerInnen das Öl zukommen lassen? Probleme dieser Art ziehen sich durch die gesamte Unterrichtsvorbereitung. Mal sind es Noten, die nicht ausgedruckt werden können, mal fehlt ein Stift. Wie gerne würden wir sagen: Hier, nimm meinen!

Karin Madita und Tamara, Palästina (wenn auch nur via Zoom)

ra (19) wäre jetzt genauso in Talitha Kumi ...

... wie ihre Mit-Freiwillige Karin-Madita (19).

Die Maske ist immer dabei - auch beim Tütenpacken für Weihnachten.

Jonas (19) versteht, dass man nicht immer Lust auf ZOOM hat.

Lockdown

London wurde Mitte Dezember auf Level 4 eines Plans zur Eindämmung von Corona eingestuft. Auch wenn dies nicht so genannt werden durfte – Boris Johnson hatte versprochen, dass es über Weihnachten keinen Lockdown geben würde – handelte es sich in Wahrheit um einen Lockdown mit allen entsprechenden Maßnahmen. Bei vielen Briten rief dies großen Unmut hervor. Trotz hoher Corona-Infektionszahlen waren bis kurz vor Weihnachten alle Geschäfte geöffnet; es gab nur wenige Einschränkungen. Dann beschloss die Regierung den Stufenplan. Während des Lockdowns musste der OK-Club, der Jugendclub meiner Gemeinde, schließen und St Luke's empfahl seinen Gemeindemitgliedern sich von den Live-Gottesdiensten fernzuhalten.

Somit beschränkte sich meine Arbeit in den letzten Wochen in der Kirchengemeinde und im OK-Club größtenteils auf Zoom-Meetings bzw. Zoom-Kurse. Dort werden dann Spiele mit den Kindern aus dem Jugendclub gespielt und oder es gibt Bibel-Jugendgruppen. Da die Kinder und Jugendlichen die meiste Zeit über Zoom beschult werden, ist ihnen ein weiteres Zoom-Meeting im Freizeitbereich am Nachmittag oft zu anstrengend – gut nachvollziehbar. Die Angebote des OK-Clubs werden somit nur von sehr wenigen Kindern angenommen. Was natürlich für uns, die die Zoom-Meetings vorbereiten, bisweilen frustrierend ist. Neben den Zoom-Meetings arbeiten die anderen Freiwilligen und ich deshalb auch im Garten des OK-Clubs, welcher seit längerem nicht genutzt und damit auch nicht gepflegt wurde. Vor ein paar Tagen haben wir beispielsweise zwei Gemüsebeete erneuert. Trotz aller Einschränkungen durch Corona bin ich hier noch immer recht zufrieden. Hoffentlich ändert sich hier die gesamte Corona-Situation im Frühling oder Sommer, sodass ich bald wieder mehr von der Stadt sehe, Kontakte knüpfen kann und wieder einen geregelten Arbeitsalltag habe.

Jonas, London

LONDON

Sungho Cho

kam 2010 als Pfarrer nach Berlin. Von seiner Presbyterianischen Kirche in der Republik Korea gesandt, um die koreanische Gemeinde zu betreuen. Dort steht ein Generationenwechsel an: Die Kinder und Enkel der Gründergeneration bestimmen zunehmend das Gemeindeleben. Pfarrer Cho ist zuversichtlich: »Ich muss unterscheiden zwischen Dingen, die ich verändere oder neu beginne – und Dingen, die wir weiter behalten«. Sein Motto in der Pandemie steht im Korintherbrief: »Lasst euch mahnen, habt einerlei Sinn, haltet Frieden! So wird der Gott der Liebe und des Friedens mit euch sein«.

Cornelia Füllkrug-Weitzel

stand mehr als zwei Jahrzehnte an der Spitze von »Brot für die Welt«. Dort widmete sie sich unermüdlich dem Kampf gegen Armut – ein Spagat zwischen der großen Politik und geduldiger Kleinarbeit in den Dörfern Afrikas und Asiens. Dass Menschen Hunger leiden müssen, sei ein Skandal, der Kampf dagegen »Sisyphos-Arbeit«, sagt sie. Und: Der Kampf gegen Armut, Hunger und Unterdrückung sei ohne politische Veränderungen nicht denkbar. Begonnen hat die engagierte Theologin ihre Karriere als Gemeindedienstreferentin des Berliner Missionswerkes. Es folgte ein Engagement als Menschenrechtsreferentin bei der EKD. Im Februar verabschiedete sich die 65-Jährige in den Ruhestand.

→ *brot-fuer-die-welt.de*

Ulrike Menzel

wurde zur ehrenamtlichen Vorsitzenden des Diakonischen Rates gewählt. Die 56-Jährige löst damit Dr. Johannes Feldmann ab. Ulrike Menzel ist theologische Vorständin der Samariteranstalten in Fürstenwalde/Spree und somit Teil der großen Samariter-Dienstgemeinschaft von über 700 Mitarbeitenden, die für rund 1.400 Menschen mit Unterstützungsbedarf in verschiedenen Arbeitsbereichen tätig sind. Zuvor war sie zehn Jahre lang, von September 2009 an, Superintendentin im Evangelischen Kirchenkreis Cottbus. »Ich sehe mich als Brückenbauerin«, sagt die Theologin. Im Missionsrat des Berliner Missionswerkes bringt sie mit Ruhe und Beharrlichkeit die Sicht der BrandenburgerInnen in die Diskussionen mit ein.

Emmanuel von Christoupolis

heißt mit weltlichem Namen Ioannis Sfiatkos und leitet als Bischof die Griechisch-Orthodoxe Gemeinde Berlins. Seit 2010 ist er zudem Beauftragter der Orthodoxen Bischofskonferenz in Deutschland am Sitz der Bundesregierung und seit 2015 Vorsitzender des Ökumenischen Rates Berlin-Brandenburg. Seine zweite Heimat Berlin – geboren wurde er in Duisburg – ist für ihn keineswegs eine atheistische Welthauptstadt, wie es manchmal heißt. »Als ich vor kurzem dreieinhalb Wochen im Krankenhaus lag, sind mir sehr viele religiöse Menschen begegnet. Und selbst die Krankenschwestern meinten, dass mir der Glaube durch die schwere Zeit geholfen habe«. Zum Zeitpunkt des Gesprächs hat er wieder alle Hände voll zu tun; in der orthodoxen Welt beginnt Ende April die Karwoche. Und dann kommt Ostern, die Kerzen liegen schon bereit.

Palesa Moiloa

ist 18 Jahre alt, lebt in Kapstadt – und zeigt voller Freude ihr Abschlusszeugnis, das sie im diakonischen Zentrum iThemba Labantu erworben hat. »Wir sind sehr stolz auf ‚unsere´ Palesa!«, freut sich Pfarrer Otto Kohlstock, der das Zentrum leitet, mit ihr. »Sie war vier Jahre alt, als sie zu uns kam, und jetzt hat sie mit hervorragenden Ergebnissen bestanden.« Und zwar so hervorragend, dass Palesas Wunsch, Psychologie zu studieren, in Erfüllung gehen wird: Sie wurde von der University of the Western Cape bereits angenommen. Für die 18-Jährige ein wichtiger Schritt auf ihrem Weg: raus aus der Enge der Township, hinein in ein selbstbestimmtes Leben. Oder, wie Otto Kohlstock sagt: »Well done, young lady!«.

Mutsuko Akiba-Krämer

wurde am 2. April 2005 als Missionarin nach Berlin entsandt, um insbesondere die kleine Japanische Evangelische Gemeinde in Berlin zu betreuen. Schon ihr Vater war Pfarrer, sie selbst hat als Lehrerin und Vikarin in Tokio gearbeitet, bevor sie nach Deutschland ging. An Berlin schätzt sie die Vielfalt der Menschen wie auch der Kirchen, »hier wächst mein Glaube durch viele Begegnungen«. Was sie sich für die Zeit nach der Pandemie wünscht? »Dass die Menschen noch etwas fester und stärker zusammenstehen«, sagt sie, »wir haben so viele Möglichkeiten gezeigt bekommen, wie Gemeinschaft aussehen kann – dafür müssen wir uns nach der Pandemie bedanken!«.

Anja Rentsch

ist um die halbe Welt gefahren. Auf ihrem Fahrrad und mit ihrem Freund. Zwei Jahre lang, von Mai 2018 bis Juni 2020. Balkan, Griechenland, Türkei, Iran, Pakistan, China, Japan, Korea, Thailand … 23 Länder, an keinem Ort blieben sie länger als ein paar Tage, langweilig war es den beiden nie. Und wenn Corona sie nicht gestoppt hätte, wären sie noch durch Südamerika gefahren, wer weiß? Jetzt macht sie im Berliner Missionswerk ein Praktikum, im Team des Freiwilligenprogramms: »Ich möchte junge Menschen ermutigen, den Schritt zu machen, nicht zu zögern, die Welt mit eigenen Augen zu erleben«.

Andreas Goetze

freut sich über ein Paket mit Vitaminen, das ihn aus Israel erreichte. »Das hat mir mein jüdischer Freund Yoram Ehrlich zugesandt«, sagt der Pfarrer für den Interreligiösen Dialog der EKBO, »ein wunderbares Zeichen der Verbundenheit in besonderen Zeiten«. Dr. Goetze gehört zur Steuerungsgruppe der ökumenischen Kampagne »#beziehungsweise –jüdisch und christlich: näher als du denkst«. Sie soll dazu anregen, die enge Verbundenheit des Christentums mit dem Judentum wahrzunehmen. Gerade in diesen besonderen Zeiten wünscht er allen Menschen, gleich welcher Religion und Weltanschauung, den Frieden Gottes: »Bleibt hoffnungsfroh und zuversichtlich!«.

→ *juedisch-beziehungsweise-christlich.de*

Handgearbeitete Keramik aus Südafrika kaufen – *und damit iThemba Labantu helfen*

Das Berliner Missionswerk unterstützt das Diakoniezentrum iThemba Labantu durch den Verkauf der handgearbeiteten Keramik – direkt aus den Werkstätten des Zentrums. Damit helfen Sie den Menschen in einer der ärmsten Townships Kapstadts, ihren Lebensunterhalt zu verdienen – und bekommen dafür einzigartige Produkte aus dem Süden Afrikas. Herzlichen Dank!

z.B.
10 Euro
für eine Müsli-Schale (Ø 13cm)

z.B.
15 Euro
für eine mittlere Obstschale (Ø 20cm)

z.B.
20 Euro
für eine große Obstschale (Ø 25cm)

Weitere Infos, Preisliste, Versandbedingungen unter
→ ***berliner-missionwerk.de***
oder Mail an
b.neuenburg@bmw.ekbo.de.

Ihre WeltBlick: *Jetzt fürs Smartphone*

Ab sofort ist unsere Zeitschrift in einer kostenlosen App für Ihr Smartphone erhältlich! Einfach im App Store die App »Missionspresse« herunterladen und dann im Zeitschriften-Kiosk stöbern… Die WeltBlick-Ausgabe 2/20 steht schon drin, Ausgabe 1/21 folgt in Kürze. Vorteil: Die App bietet zusätzliche Medien wie Fotogalerien oder Videos an; auch eine Vorlese-Funktion ist integriert. Und: Neben der WeltBlick finden Sie dort weitere Missionszeitschriften zum Blättern. Die App kann am PC oder Laptop auch im Webbrowser genutzt werden.

missions presse

Hier können Sie helfen!

Spendenkonto
Berliner Missionswerk
Evangelische Bank
BIC GENODEF1EK1
IBAN DE86 5206 0410 0003 9000 88

Kennwort
»Gemeindearbeit Wolga«

Unterstützen Sie die wachsenden

Gemeinden in Russland

Die evangelischen Gemeinden an der Unteren und Mittleren Wolga wachsen. Das war nicht immer so. Nach dem **Überfall Deutschlands auf die Sowjetunion** 1941 mussten die Gemeinden ihre Kirchen aufgeben; ihr Grund und Boden wurde verstaatlicht, viele Menschen aus der Region vertrieben.

Doch nun wachsen die Gemeinden an der Wolga wieder. Immer mehr russische Familien, Junge und Alte, Arme und Kranke, finden ihren Weg zu den nach der Perestroika neu gegründeten evangelisch-lutherischen Gemeinden. Sie sind von **Glaubensstärke, Mut zur Neugestaltung und Tatendrang** geprägt – aber auch durch das Fehlen von Geldern.

Umso wichtiger ist es nun, die Arbeit in den sehr weit auseinanderliegenden, **selbst für russische Verhältnisse armen Gemeinden zu unterstützen.** Die Palette der Aufgaben ist groß: Ausbildung von haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitenden, Sanierung und Bau von Gebäuden, Aufbau diakonischer Arbeit.

Bitte unterstützen Sie die Wolga-Gemeinden bei dieser wichtigen Aufbauarbeit mit Ihre Spende!